

Gutes Leben – gute Geschichten

6. bis 13. Februar 2022



Geschichten sind ein kostbarer Schatz! Teilen Sie ihn!



Geschichten haben die Kraft, uns innerhalb kürzester Zeit in andere Welten zu entführen. Oft sind sie so spannend, dass man sie in einem Zug durchlesen muss, oft so lustig, dass man sich vor Lachen den Bauch hält.

Dann gibt es Geschichten, die stecken voller Weisheiten und Erfahrungen, die für ein gutes Leben wertvoll sind, und solche, die durch ihre Schönheit und Fantasie berühren.

Aufgabe: gemeinsam lesen, vorlesen, erzählen und Geschichten verschenken

In dieser Woche laden wir Sie ein, täglich eine Geschichte zu lesen. Tauchen Sie ein in die Vielfalt der Erzählungen, die wir für unseren zweiten „Leseband“ ausgewählt haben. Vielleicht ist es möglich, die eine oder andere Geschichte einem anderen Familienmitglied vorzulesen, denn kaum etwas ist gemüthlicher, und schöner, als gemeinsam zu staunen, zu lachen und mitzufiebern.

TIPP: Schenken Sie Geschichten, die Ihnen besonders gefallen, an Menschen in Ihrer Umgebung weiter. Die Sammlung steht für Sie auch in der App zum Projekt „Gutes Leben“ bereit, in den Stores zu finden unter dem Suchbegriff „Gutes Leben“. Bereits 1.200 TeilnehmerInnen nutzen dieses Angebot.

Die 22 Geschichten aus dem ersten Leseband können über die App gelesen und heruntergeladen werden.

Kunterbunt für Kinder	Das Bett im Baum	2
	Die Hamsterhöhle	3
	Der Rabe und die Maus	4
	Die Riesenschnecke	5
	Warum im Wald wieder Ruhe herrscht	6
	Serafina, das Wunderkind, oder Kabuddel-Kabimm	7
	Geschichten von Jana	Kaugummikopf
Das Gewinner-Ei		10
Sagen/Legenden	Die heilige Notburga	12
	Die Speckseite im Roten Turm	13
	Die Geisterkirche im Achensee	14
	Die Opferkerze von Lavant	14
Märchen/Geschichten	Die beiden Nachbarinnen	15
	Warum Gott die Zwetschgen, die Äpfel und die Birnen schuf	16
	Von der alten Frau, zu der der liebe Gott auf Besuch kam	17
	Unsere Sonne	18
	Da lachte die Fee	19
	Der Geist der Erde	20
	Der junge Alte	21
	Der größte Schatz	22
	Ein Krug Wasser	23
Die alte Frau und der Tod	24	

Das Bett im Baum

Der kleine graue Bär Matthias wohnte in einem Baumhaus am Ufer eines Teiches. Er wohnte schon lang darin. Vorher hatte es einem Dachs gehört. Es war ein sehr behagliches Baumhaus und hatte auch noch drei gemütliche Räume unter der Erde, zwischen den Wurzeln des Baumes. So hatte es der Bär im Sommer schön kühl und im Winter angenehm warm.

Eines Tages bekam Matthias Besuch aus Australien! Es war Curtis, der Koalabär, der langjährige Brieffreund von Matthias. Curtis wurde in einem der Zimmer unter der Erde einquartiert. Er fand alles sehr aufregend und interessant, denn hier war vieles ganz anders als in Australien. Matthias führte ihn jeden Tag herum und zeigte ihm die Gegend. Sie machten lange Spaziergänge durch den Wald und plauderten mit allen Tieren, die hier lebten. Am besten gefiel Curtis der Nadelwald. Er liebte den würzigen Duft der Fichten und Tannen.

Einmal kletterten sie auch einen Berg hinauf und statteten der Braunbärfamilie einen kurzen Besuch ab. Und noch weiter oben besuchten sie die

Murmeltiere, mit denen sich Curtis besonders gut verstand.

Als der Tag der Abreise sich näherte, wollte Matthias Curtis noch eine besondere Überraschung bereiten. Am vorletzten Tag von Curtis' Aufenthalt zerlegte Matthias sein Bett und baute es zwischen den Ästen des Baumhauses wieder zusammen. Curtis half ihm dabei und fragte immer wieder, warum er das mache. Aber Matthias tat geheimnisvoll und verriet nichts. Am Abend stellte er noch zwei Gefäße mit Honigwasser in die Baumkrone und hängte eine Laterne auf. Dann forderte er Curtis auf, sich neben ihn ins Bett zu legen. Sie deckten sich zu und warteten. Bald darauf kamen die ersten Schmetterlinge herangeflogen. Das Licht und der süße Duft des Honigwassers hatten sie angelockt. Matthias und Curtis schauten mucksmäuschenstill den wunderschönen Schmetterlingen zu.

Die Überraschung war gelungen. So nahe hatte der Koalabär noch nie zuvor so viele schöne Schmetterlinge gesehen!

Erwin Moser aus: Von sagenhaften Katzen und tollkühnen Bären,
Verlag Beltz & Gelberg



Die Hamsterhöhle

Herr und Frau Hamster verbringen den Winter in ihrer gemütlichen Erdwohnung. Den Sommer über, bis in den Herbst hinein, hatten sie fleißig Vorräte für die kalte Jahreszeit zusammengetragen.

Da gab es: vier Säcke voll Korn, Maiskolben, Marmelade, Äpfel, Nüsse, Gurken, einen dicken, runden Kürbis und vieles mehr.

Die Hamsters waren wirklich bestens für den Winter gerüstet! Herr Hamster hatte auch genügend Stroh in die Höhle gebreitet, damit sie auch schön warm und weich darauf liegen konnten. Noch bevor der erste Schnee gefallen war, hatte Herr Hamster die Falltür am Höhleneingang sorgfältig verschlossen.

Damit es ihnen während der langen Wintermonate nicht langweilig würde, hatten sie einige Untermieter bei sich aufgenommen: zwei Mäuse, drei Motten, eine Obstfliege, einen Käfer und einen Maulwurf.

Herr Hamster war ein leidenschaftlicher Geschichtenerzähler. Er konnte stundenlang erzählen, ohne müde zu werden.

Frau Hamster bewunderte ihren Mann sehr, obwohl sie seine Geschichten schon in- und auswendig kannte. Gerade eben erzählte er folgende Geschichte:

„Einmal, vor vielen Jahren, kam ich bei meinen weiten Wanderungen in die Wüste. Ich wollte meinen guten alten Freund, den Hamster Rudolf, besuchen. Der lebte damals in Südafrika. Ich dachte, ich geh quer durch die Wüste, Südafrika kann so weit gar nicht sein. Denkste! Drei Tage war ich schon unterwegs und noch immer war keine Spur von Südafrika zu sehen. Ich hatte einen riesigen Durst bekommen und fürchtete schon, umkommen zu müssen, denn die Wüste ist ein Land, wo es kein Wasser gibt. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und begann, nach Wasser zu graben. Ich grub und grub – immer tiefer kam ich in die Erde hinunter –, aber Wasser fand ich keines.

Doch ich war jung und zäh und gab nicht auf. Nach ungefähr drei Wochen ununterbrochener Arbeit hatte ich einen mehrere tausend Kilometer langen Tunnel gegraben. Und plötzlich, eines Tages, stieß ich endlich auf Wasser! Auf viiiiiel Wasser! Der Druck dieser Quelle war so stark,

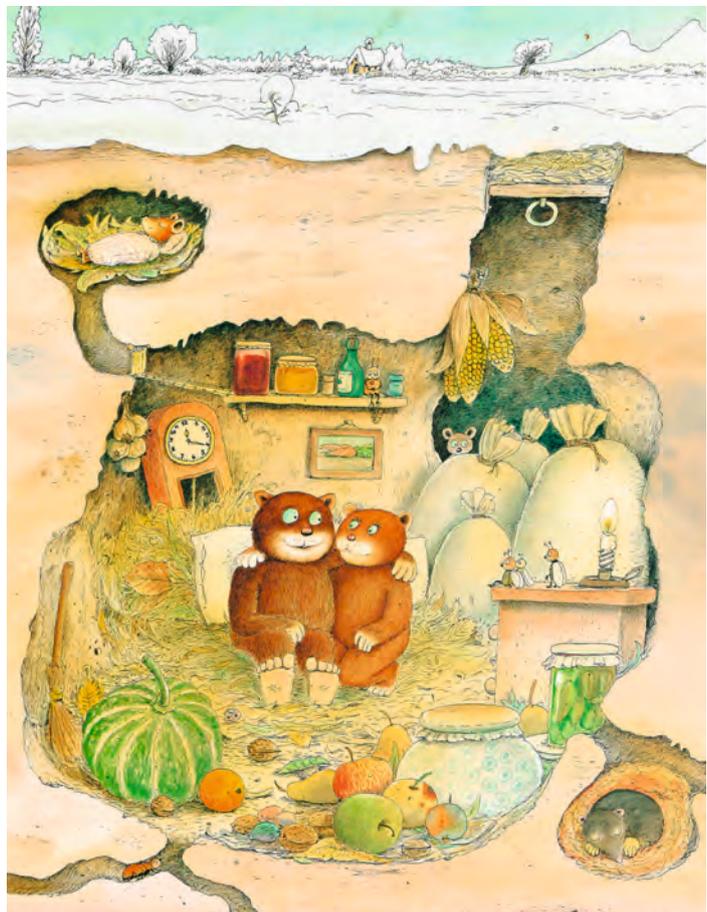
dass es mich den ganzen langen Weg zurückspülte. In der Wüste kam ich schließlich wieder heraus. Aber ich hatte Wasser gefunden und brauchte nun nicht mehr zu verdursten.

Als ich so im Wüstensand kniete und trank, wusste ich mit einem Mal, woher diese Wassermassen gekommen waren! Stellt euch vor, ich hatte, ohne es zu merken, durch die ganze Erdkugel hindurchgegraben und das Meer auf der anderen Seite angezapft! Natürlich konnte ich nun das Meerwasser nicht trinken, da es zu salzig war. Also, was tun? Da hatte ich eine Idee ...“

So erzählte Herr Hamster immer weiter. Die Mäuse und der Maulwurf kannten Herrn Hamsters Lügengeschichten ebenfalls zur Genüge; sie schliefen die meiste Zeit. Nur die Motten hörten immer aufmerksam zu, wenn Herr Hamster loslegte. Die vergaßen nämlich die Geschichten von einem Tag auf den anderen und glaubten, es wären immer neue.

Na, jedenfalls hatten sie es alle urgemütlich und das ist ja das Wichtigste!

Erwin Moser aus: Wunderbare Gute-Nacht-Geschichten, Verlag Beltz & Gelberg



Der Rabe und die Maus

An einem bitterkalten Winterabend flog einmal ein Rabe über das tief verschneite Land. Er war hungrig, denn er hatte an diesem Tag nicht viel zum Fressen gefunden. Die scharfe Kälte drang durch sein Gefieder und er fühlte, wie seine Flügelbewegungen immer mühseliger und langsamer wurden.

Da sah er in der weißen Landschaft einen Bauernhof. Bis zu diesem Hof fliege ich noch, dachte er. Vielleicht haben die Menschen Maiskörner ausgestreut, das wäre meine Rettung! Er landete vor dem Bauernhaus und suchte den Boden ab. Doch er fand kein Futter. Der Rabe flog zum Fenster des Hauses hinauf und schaute hinein. Die Menschenfamilie saß gerade beim Abendessen. Sehnsüchtig und traurig schaute ihnen der Rabe eine Weile zu. Dann seufzte er und flatterte wieder in die Luft.

Wo soll ich nur hin?, dachte er. Wo ist ein angenehmer Platz zum Schlafen? Da sah er auf dem Feld eine Vogelscheuche stehen. Er flog hinüber und setzte sich auf die Schulter der Vogelscheuche.

Er drückte sich eng an ihren mit Stroh gefüllten Kopf, um sich wenigstens ein kleines bisschen zu wärmen. Ach, wie hart ist doch das Leben im Winter, dachte der Rabe und schloss seine Augen.

Da raschelte es plötzlich im Hemdkragen der Vogelscheuche, und eine kleine Feldmaus schob ihren Kopf ins Freie. „Grüß dich, Herr Rabe!“, sagte sie. „Willst du nicht hereinkommen? Hier ist es viel wärmer!“

„Danke, nett von dir“, sagte der Rabe. „Aber das geht wohl nicht. Ich kann nicht in Löcher schlüpfen wie du. Meine Federn würden sonst brechen und dann könnte ich nicht mehr fliegen. Aber es geht schon so. So leicht erfriere ich nicht. Mir ist nur gerade heute so kalt, weil

ich fast nichts gegessen habe.“

„Magst du Weizenkörner?“, fragte die Maus.

„Du kannst welche haben! Ich habe genügend! Den ganzen Sommer über habe ich sie gesammelt und in die Vogelscheuche getragen.“ „Oh, du bist wirklich eine zauberhafte Maus!“, sagte der Rabe. „Du hast ja ein Herz aus Gold!“

Die Maus holte aus der Scheuche so viele Weizenkörner, bis der Rabe satt war. Sie unterhielten sich noch eine Weile und als es Nacht wurde, kroch die Maus in die Vogelscheuche zurück und kuschelte sich in ihr warmes Strohnest.

Mit den Körnern im Magen war dem Raben warm geworden und auch er verbrachte eine angenehme Nacht auf dem Strohmännchen.

Erwin Moser aus: Wunderbare Gute-Nacht-Geschichten, Verlag Beltz & Gelberg



Die Riesenschnecke

Mitten in einer großen, heißen Steinwüste lag einmal eine Oase mit einem See und einem sumpfigen Wald. In diesem feuchten Waldgebiet kam eines Tages eine Weinbergschnecke zur Welt, die besonders groß wurde. Sie wuchs und wuchs und war bald zehnmal so groß wie eine gewöhnliche Weinbergschnecke. Nur ihr Schneckenhaus war nicht mitgewachsen. Es war klein geblieben und schließlich vom Rücken der Schnecke abgefallen. Und noch etwas war seltsam an dieser Riesenschnecke:

Sie blieb nicht – wie die anderen Schnecken – im kühlen Wald, sondern wollte immer wieder in die heiße Steinwüste hinauskröchen. Es schien ihr zu gefallen, über die warmen Steine zu kriechen. Da sie aber kein Schneckenhaus mehr besaß, war ihr Körper schutzlos der Sonne ausgesetzt, und sie musste ihre Wüstenausflüge schnell wie-

der abbrechen.

Eines Tages hatten drei Käfer und ein Schmetterling eine Idee, wie sie der Riesenschnecke helfen könnten. Sie bauten aus Ton ein künstliches Schneckenhaus! Da sie die Schnecke auf ihren Ausflügen in die Wüste aber begleiten wollten, bauten sie für sich auch Zimmer mit großen Fenstern in das Tonhaus ein. Die untere Hälfte des Schneckenhauses füllte ein Wasserspeicher aus, damit die Schnecke auf ihren Reisen in der heißen Sonne feucht gehalten werden konnte. Und schließlich bauten die Käfer noch eine luftige Kuppel über das Schneckenhaus. Darunter sollten zusätzlich einige Passagiere mitreisen können.

Diesmal sitzen dort die Mäuse Monika und Michael und genießen die wundervolle Aussicht.

Erwin Moser aus: *Fantastische Gute-Nacht-Geschichten*, Verlag Beltz & Gelberg



Warum im Wald wieder Ruhe herrscht

Kennt ihr Ferdinand und Mara? Nein? Hier im Wald kennt sie jeder.

Ferdinand ist das rostrote Eichhörnchen, das inzwischen leicht an seiner kahlen Stelle im Fell zu erkennen ist. Mara ist eine Waldmaus und die beste Freundin von Ferdinand. Maras Name ist eigentlich Marina. Doch die Eule, die einfach alles weiß, hat ihr irgendwann einmal gesagt, dass ihr Name „Hafen“ bedeutet. Wer will als Maus schon „Hafen“ heißen, hier im Wald, wo weit und breit keine Boote zu finden sind.

Das bereitete ihr ein wenig Kummer, doch die Eule wusste Rat: „Wie wäre es mit Mara?“, schlug sie vor, „sozusagen als Abkürzung für Marina?“ „Denn Mara“, so die Eule weiter, „bedeutet im Weißrussischen ‚Traum‘ und in Igbo, einer Sprache, die in Afrika gesprochen wird, bedeutet es ‚schön‘.“ Obwohl Marina weder von Weißrussland noch von Igbo eine Ahnung hatte, gefiel ihr der Gedanke, „Traum“ und „schön“ zu heißen. „Das passt zu mir“, dachte sie und seither heißt sie Mara.

Ferdinand und Mara waren die allerbesten Freunde, bekannt für ihren Übermut, aber auch für ihren Mut. Es war Anfang November und der Waldtümpel war bereits gefroren, da tönte am Ende einer besonders kalten Nacht ein schauriges Geheul durch den Wald. Genau aus jenem Teil, in den sich niemand hinein traute. Es wurde gemunkelt, dass hier ein Riese haust, der gerne Waldtiere verspeist und kaum jemand möchte wohl im Schlund eines Riesen landen.

„Gehen wir nachschauen, was da los ist?“, fragte Ferdinand. „Nichts wie hin“, meinte Mara. Denn die beiden kannten keine Furcht und wenn sie sich fürchteten, so gaben sie es nicht zu. Der Weg dauerte länger als sie gedacht hatten. Der Wald war sehr dicht und selbst für kleine, geschickte Tiere schwer zu durchdringen. Die Dämmerung brach herein. „Wir müssen uns einen halbwegs warmen Platz für die Nacht suchen“, sagte Mara. Es war bereits stockdunkel und die Müdigkeit machte beiden zu schaffen. „Hier“, so rief Ferdinand erfreut, „scheint eine Höhle zu sein“. Als sie in das Loch hineinschlüpften, roch es fast ein wenig wie in einem Stall: ein bisschen muffelig und doch heimelig. Auf alle Fälle war man von allen Seiten geschützt.

Die beiden wünschten sich eine gute Nacht und zur Vorsicht, und weil sie sich doch ein wenig fürchtete, sprach Mara in Gedanken noch ein Gebet: „Lieber Gott, beschütze uns den ganzen morgigen Tag und lass' es hier keinen Riesen geben, oder zumindest nur einen ganz kleinen.“

Dann schlief sie beruhigt und friedlich ein.

Doch das Erwachen war grausam!

Ferdinand und Mara wussten nicht, wie ihnen geschah: Sie wirbelten durch die Luft, landeten unsanft auf dem Boden und wurden von einem Ungetüm angebrüllt: „Was macht ihr hier in meinem Schuh?“ Tatsächlich waren die beiden im linken Schuh des Riesen gelandet, den es also tatsächlich gab – und er war so groß, dass der Schuh durchaus als Höhle herhalten konnte. Vermutlich stimmte also auch das Gerücht, dass der Riese Waldtiere verspeiste.

Beide glaubten, ihre letzte Stunde hätte geschlagen und Mara nahm sich fest vor, den Riesen in die Zunge zu beißen, sollte sie ihm als Frühstück dienen. Der Riese schlüpfte in seine Schuhe und es entfuhr ihm ein wohliger Seufzer. Es war die eisige Kälte, die ihm in kalten Nächten sehr zu schaffen machte und ihn zum Seufzen und Brüllen gebracht hatte. Nun war der Schuh von unseren beiden Freunden gut gewärmt, und das tat dem Riesen einfach wohl. Mara und Ferdinand wurden nicht verspeist und dienten dem Riesen als lebendige Wärmflaschen. Die halbe Nacht schliefen sie im linken Schuh und die halbe Nacht im rechten. Oder war es umgekehrt?

Nach ein paar Tagen machten Mara und Ferdinand dem Riesen, der ihnen inzwischen ans Herz gewachsen war, einen Vorschlag: „Lass uns nach Hause gehen“, meinten die beiden, „und wir sorgen dafür, dass deine Füße selbst in den kältesten Nächten warm bleiben.“ So wurde es dann auch gemacht.

Moos und lose Federn wurden gesammelt, Ferdinand opferte ein wenig von seinem Fell, Mara stibitzte aus einem Stall ein wenig Stroh und fand dabei auch noch Reste von Schafwolle – und alles zusammen wurde in den Schuhen eingebettet. Sogar ein wenig Rinde. All diese feinen Dinge aus der Natur sorgten dafür, dass es der Riese immer warm hatte in seinen Schuhen. Und so kehrte im Wald wieder Ruhe ein.

Zum Schluss seien noch zwei Dinge erwähnt: Weil Mara zu all den wärmenden Dingen noch ein wenig wilde Pfefferminze dazu mischte, roch es in den Schuhen auch nicht mehr so muffelig.

Der Riese war ein Vegetarier – also hat das Gebet vielleicht doch ein bisschen genützt.

R. Kleissner, Illustration: E. Moser



Serafina, das Wunderkind, oder Kabuddel-Kabimm

Serafina ist ein Wunderkind.

Ja, wirklich! Ständig muss man sich über dieses Kind wundern! Aber nicht etwa deshalb, weil sie Dinge kann, die andere Kinder in ihrem Alter nicht können. Nein, so ein Wunderkind ist Serafina nicht. Sie könnte dir nicht sagen, wie viel vierundsiebzig mal hundertdrei weniger sieben mal zwei ist. Serafina wüsste auch nicht, wie man ein so verflücht schwieriges Wort wie „Äquator“ schreibt, ohne dass sich dabei womöglich ein falscher Buchstabe mit hinein verirrt. Und obwohl Serafina Musik über alles liebt, könnte sie dir auch nicht verraten, wie man eine Oper komponiert. Nein, auch solch ein Wunderkind ist Serafina ganz sicher nicht! Und trotzdem vergeht kaum ein Tag, an dem sich ihre Eltern nicht über sie wundern!

Zum Beispiel gestern: Da behauptete Serafina ernsthaft unsichtbar zu sein! Das war schon allerhand! Weil Papa doch genau sehen konnte, dass Serafina am Tisch saß und sich gerade Marmelade auf das Butterbrot löffelte. Aber Serafina hatte dafür gleich eine Erklärung: „Du kannst mich deshalb sehen, weil du einer von der seltenen Sorte bist, die Unsichtbare sehen können, Papa. Ja, solche Leute gibt es wirklich!“

Darauf blieb Papa gar nichts anderes übrig, als sich wieder einmal über Serafina zu wundern. Und später wunderten sich Papa und Mama, weil Serafina ihnen ohne Aufforderung half, den Geschirrspüler auszuräumen.

„Kabuddel-Kabimm!“, sagt Serafina in ihrer Geheimsprache oft, was so viel heißt wie: „So ist das eben!“ „So ist das eben“ kann man sagen, wenn man fröhlich ist. „So ist das eben“ kann man aber auch sagen, wenn man einmal traurig ist. Kabuddel-Kabimm eben. Manchmal ist man sogar beides zugleich. Traurig und fröhlich zur selben Zeit. Bei Serafina war das so: Es war im Herbst. Nur noch wenige Blätter hingen an den Ästen des Kastanienbaums. Am Himmel kreisten Raben und krächzten einander heisere Grüße zu. Serafina stapfte inmitten eines großen Laubhaufens und ließ Blätter um sich wirbeln. „Hej!“ und „Ho!“, rief sie dabei und stellte sich vor, an Deck eines Piratenschiffs zu stehen, das auf wilden Meereswogen Schaukelt.

Als Kapitän musst du durch Wind und Wetter.

Auch ein wilder Sturm darf dich dann nicht schrecken. Serafina hätte der ganzen Welt gerne gezeigt, wie mutig sie sein konnte. Aber da war niemand. An diesem Tag spielte sie mit sich allein. „Hej!“ und „Ho!“, rief sie wieder. Doch diesmal klang ihre Stimme fast wie die eines kleinen Mädchens. Noch einmal: „Hej!“ und „Ho!“ Oje, diesmal war die Luft ganz heraus. Sie hatte ihren Kapitänsruf nur noch vor sich hin murmeln können. Und wie traurig hatte sich ihre Stimme dabei zuletzt angehört. Furchtbar traurig sogar, fand Serafina und spürte, wie ihr ein kalter Windhauch über den Nacken fuhr. Eine ganze Weile stand sie einfach nur so da und wunderte sich, weshalb ihr so plötzlich die Lust am Spielen abhanden gekommen war. Weit oben am Himmel krächzten noch immer die Raben, doch nun hörte es sich an, als würden die schwarzen Vögel einander zurufen: „Oje, oje, oje!“ Da musste Serafina plötzlich weinen. Und wie ihr so die heißen Tränen über die Wangen liefen, begann sie sich selbst furchtbar leid zu tun. Denn außer ihr selbst war ja sonst keiner zugegen, der Mitleid mit ihr gehabt hätte und sie hätte trösten können.

„Du armes Kind!“, sagte Serafina laut zu sich selbst und fuhr sich mit dem Ärmel über das nasse Gesicht. „Du armes, armes Kind!“ Und obwohl sie es zu sich selbst sagte, tat es gut diese Worte zu hören. Also sagte sie es wieder: „Du armes Kind!“ Dabei fiel ihr ein, dass sie die Stimme ihrer Mama nachahmen könnte. „Du armes Kind!“ – das klang besonders nett. Und gleich darauf versuchte sie sich mit der dunklen Stimme ihres Papas zu trösten: „Du armes Kind! Gleich ist alles wieder gut!“ Aber Papas Stimme war schwer nachzumachen. So wie ihr die Worte über die Lippen kamen, hörte es sich an, als ob ein Bär im Schlaf brummen würde: „Du armes, armes Kind, du! Gleich ist alles wieder gut!“

Da kam Serafina sogar kurz ein Lachen aus. Obwohl sie doch eigentlich lieber noch ein wenig geweint hätte! Denn irgendwie fand sie es schön, so unendlich traurig sein zu können. Dann lief sie nach Hause. Ein fremder Mann wunderte sich, als Serafina fröhlich auf dem Gehsteig an ihm vorbeihopste und dabei immer wieder vor sich hin rief: „Kabuddel-Kabimm!“ So ist das eben. Serafina ist ein Wunderkind.

Hubert Flattinger aus: Tiroler Vorlesebuch, HAYMON Verlag

Kaugummikopf

Jana kann ihr Glück kaum fassen: Sie darf mit einer echten Lok mitfahren! Mit einem echten Lokomotivführer! Der Lokführer heißt Fredi und ist mit Papa in die Volksschule gegangen. Zwanzig Jahre lang haben sie sich nicht gesehen und nichts voneinander gehört – und gestern haben sie sich wieder getroffen, ganz zufällig! Papa hat beim Einkaufen jemandem das letzte Krustenbrot weggeschnappt und dieser Jemand war Fredi. Der musste zwar Körnerbrot kaufen, aber er ist froh, dass er seinen besten Volksschulfreund wiedergefunden hat.

Vor lauter Freude hat er gleich angeboten, Jana auf eine Fahrt mitzunehmen. Nicht mit einem Zug, wo jeder mitfahren darf. In dem Zug, den Fredi lenkt, sind nur riesig lange Baumstämme, zehn Waggons voll, und Jana und Fredi sind die einzigen Menschen. Fredi muss die Baumstämme vom Sägewerk wegbringen, über den Berg drüber, bis zum nächsten Bahnhof. Von dort werden sie abgeholt.

Gestern hat Fredi noch nicht gewusst, wann es passt, dass Jana mitkommt. Aber in der Früh hat das Telefon geklingelt und Papa hat gesagt, es ist so weit. Gleich heute Nachmittag!

Vor Aufregung kaut Jana schon seit dem Frühstück Kaugummi.

Jetzt ist sie beim dritten. Das ist ihr letzter. Beim Mittagessen klebt sie ihn auf den Tellerrand, damit sie nachher weiterkauen kann.

„Jana!“, schimpft Mama. „Das ist doch unappetitlich. Gib das weg da.“

„Das geht nicht“, wehrt sich Jana. „Das ist mein letzter Kaugummi und ohne machen meine Nerven nicht mit. Die reißen durch, das sag ich dir.“

„Runter vom Teller“, wiederholt Mama mit ihrer Keine-Widerrede-junges-Fräulein-Erziehungsstimme. Also steht Jana auf, holt einen kleinen Löffel und klebt den Kaugummi dort hinein. Den Löffel dreht sie um. Das ist eine ziemlich gute Idee, findet Jana, und überhaupt nicht unappetitlich. Aber mit Mama lässt sich heute nicht vernünftig reden. Sie nimmt den Löffel und wirft den Kaugummi mit spitzen Fingern weg. Dabei war der noch fast wie neu!

Jetzt muss Jana ohne auskommen. Sie traut sich nicht zu laut zu protestieren – auf keinen Fall will sie ihren Ausflug gefährden. Stattdessen kaut Jana ein bisschen auf ihren Fingernägeln herum. Als alle zehn Nägel abgekaut sind, überlegt sie kurz, ob sie bei den Zehennägeln weitermachen soll. Dann holt sie sich aber lieber einen Bleistift. Der geht auch.

Am Nachmittag fährt Jana mit Papa los. Er fährt sie zum Sägewerk. Dort wartet Fredi schon auf sie. Jana muss nicht einmal eine Fahrkarte kaufen. Sie darf einfach so in den Führerstand der Lok klettern. Papa muss dableiben. Eigentlich sollte Fredi keine fremden Leute mitnehmen. Ein Kind kann er gut reinschummeln, aber ein Erwachsener fällt zu sehr auf. Jana hat aber kein Mitleid mit Papa. Irgendeinen Vorteil müssen Kinder ja auch davon haben, dass sie klein sind. Fröhlich winkt Jana zu Papa hinaus. Sie kommt sich sehr wichtig vor.

Fredi setzt ihr seine Uniform-Kappe auf und erklärt ihr alles. Zufahren ist ganz anders als Autofahren. Man muss nicht lenken, weil der Zug auf Schienen fährt. Der Lokführer darf aber trotzdem auf keinen Fall einschlafen bei der Arbeit. Das wäre sehr gefährlich. Unaufmerksam darf er auch nicht sein oder telefonieren oder zu viel an seine Frau denken. Deswegen kaut Fredi Kaugummi. Das hilft ihm, sich zu konzentrieren. Jana traut sich nicht zu fragen, ob sie auch einen Kaugummi haben darf. Aber Janas Augen können manchmal deutlicher sprechen als ihr Mund. Das sagt zumindest Tante Hilde. Jetzt sind Janas Augen auf die Kaugummi-Packung in Fredis Jackentasche geheftet.

„Möchtest du auch einen?“, fragt Fredi.

Es hat funktioniert! Erleichtert nickt Jana. Jetzt kann sie sich auch gut konzentrieren. Bäume und Wiesen flitzen an ihnen vorbei. Fast wie beim Mountainbiken. Nur dass Jana den Fahrtwind nicht spürt. Und es rüttelt ein bisschen weniger. Dafür ist es viel, viel lauter. Fredi zeigt ihr, wie er die Lok dazu bringt, schneller und langsamer zu werden. Selber fahren darf Jana nicht. Aber es ist auch so spannend genug.

Im Mitarbeiter-Stüberl auf einem kleinen Bahnhof machen Fredi und Jana Pause. Der Heizkörper hat den Raum so aufgeheizt, dass Jana sich die Ärmel hochkrempeln muss. Fredi trinkt einen Schluck aus seiner Wasserflasche. Dann zieht er ein Jausenbrot aus seiner Umhängetasche. Bevor Fredi in sein Brot beißt, holt er mit zwei Fingern den Kaugummi aus dem Mund. Jana sieht sich nach einem Mistkübel um – aber Fredi klebt sich den Kaugummi einfach hinters Ohr! Mitten aufs Ohrläppchen!

Jana macht riesige Augen. Sie ist hin und weg. So eine geniale Idee! Hinters Ohr damit, wenn man den Kaugummi grad nicht im Mund braucht, und nachher kann man einfach wieder weiterkauen! Fredi versteht es falsch, dass Jana ihn mit offenem

Mund anstarrt. Er bietet ihr sofort einen Bissen von seinem Brot an. Als Jana den Kopf schüttelt, hält er ihr noch einen Kaugummi hin. Da kann Jana natürlich schlecht „nein“ sagen. Womöglich findet Fredi das unhöflich. Also steckt Jana den neuen Kaugummi einfach zum alten dazu in den Mund.

Kauend sitzen Fredi und Jana da und schauen dem Kran zu, wie er Baumstamm um Baumstamm vom Anhänger fischt. Jana spürt etwas im Bauch. Das ist wahrscheinlich das Glück.

Fredis Kaugummis sind mit Himbeer-Zitronen-Geschmack. Das schmeckt so gut, dass Jana ihren Riesenkaugummi bis zum Abendessen nicht mehr rausgibt. Als Mama den Tisch deckt, rollt Jana den Kaugummi zu einer Kugel, genau, wie sie es bei Fredi gesehen hat. Dann klebt sie sich die Kugel von hinten aufs Ohrläppchen. Heimlich. Die Idee ist zwar genial bis zum Geht-nicht-mehr, aber Jana hat so einen Verdacht, dass Mama da eventuell anderer Meinung sein könnte ...

Nach dem Essen räumt Jana den Geschirrspüler ein und dann schaut sie mit Papa Nachrichten. Da fällt ihr ein, dass sie noch eine Zeichnung machen muss, für Oma, zum Geburtstag. Und mit der Schildkröte hat sie heute noch nicht Schwimmen geübt! Jana ist so beschäftigt, dass sie alles rund um sich vergisst: die Uhrzeit, das Zähneputzen und ihr Kaugummiohr. Dass Schlafenszeit ist und dass Zähne wirklich JEDEN Abend geputzt werden müssen, daran erinnert sie Mama. Nur von Janas Kaugummiohr weiß Mama nichts ...

Am nächsten Tag wacht Jana mit einem Glücksgluckern im Bauch auf. Sie muss gar nicht lange nachdenken, woher das Glück kommt.

Ihr fällt sofort wieder alles ein: Der Ausflug mit dem Zug, der Himbeer-Zitronen-Geschmack und Fredis Trick. Kaugummi zum Frühstück, noch vor dem Aufstehen, juhu! Mit einem Lächeln greift sich Jana hinters Ohr. Aber da ist kein Kaugummi. Hat sie das alles etwa nur geträumt? – Nein, das kann nicht sein. Wahrscheinlich hat Jana die Kugel im Bett verloren oder schon davor, beim Umziehen. Macht nichts. Bald ist sie wieder bei Oma, da bekommt sie sicher eine neue Packung. Vielleicht kauft Oma ihr sogar Himbeer-Zitrone ... „Jana, frühstücken!“, ruft Mama aus der Küche. „Bist du schon angezogen?“

Jana stapft ins Bad. Ihre Augen sind noch müde und im grellen Badezimmerlicht werden sie zu schmalen Schlitzen. Blind greift Jana nach ihrer Haarbürste. Heute gibt es Frisuren-Sparprogramm. Ganz ohne Zöpfe und das ganze Pipapo. Sie wird die Haare einfach nur gut durchkämmen,

Haarreifen rein, fertig. Nur – warum reißt es denn so beim Frisieren? Mürrisch untersucht Jana die Haarbürste. Da fällt ihr nichts Ungewöhnliches auf. Aber schon beim nächsten Bürstenstrich bleibt die Bürste in den Haaren hängen. Verwundert schaut Jana in den Spiegel.

Da bleibt ihr fast das Herz stehen. Mitten im Schlag, einfach so. Wie konnte das nur passieren? Der Kaugummi klebt mitten in ihren Haaren! Er geht nicht raus, so viel Jana auch zupft und zerrt. Es tut nur furchtbar weh. Was soll sie nur tun? Braucht sie jetzt einen Kurzhaarschnitt, wie Sebastian? Sie wollte sich doch die Haare wachsen lassen, bis zur Hüfte runter, bis sie länger sind als die von Jasmina ... Jana konzentriert sich. Sie versucht, tief durchzuatmen. Jetzt nur keine Panik. Da kommt Mama ins Bad. Und mit ihr kommt die Panik. Mama wird ihr bestimmt den Kopf abreißen!

Jana wirft sich auf den Boden. Sie vergräbt das Gesicht im Teppich und tut, als wäre sie nicht da.

Für einen kurzen Moment hat Jana vergessen, dass sie die beste Mama der Welt hat. Natürlich reißt ihr Mama nicht den Kopf ab. Sie schneidet nur die verklebte Strähne weg. Jetzt steht da ein borstiges Haarbüschel frech weg, mitten von Janas Kopf. Das sieht eigentlich echt gut aus.

„Wow!“, sagt Alma neidisch, als Jana in die Klasse kommt. Jasmina ist bestimmt auch neidisch. Die kann es nur nicht zugeben. Von Sebastian kriegt Jana zwei Daumen hoch.

„Ich nenn dich ab jetzt Pinsel“, sagt er.

Dann schenkt er ihr eine Riesenpackung Kaugummi. „Von meinem Taschengeld gekauft. Damit du die alten Kaugummis wegwerfen kannst. Und nicht ständig eine neue Frisur brauchst ...“

Sarah M. Orlovský aus: Neue Geschichten von Jana, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien



Das Gewinner-Ei

Gerade hat der Advent begonnen – und in Janas Zimmer stinkt es. Das behauptet zumindest Mama. Sie reißt einfach das Fenster auf, obwohl es draußen huschikalt ist. Dann stellt sie eine Duftlampe auf. Wenn Jana nicht schon halb erfroren wäre, wegen des offenen Huschifensters, dann würde sie davonlaufen. Wacholder-Grapefruit-Zimt. Wer kommt denn auf so was!

Jana sitzt auf dem Teppich und hält sich aus Protest die Nase zu. Mama stakst in Janas Zimmer herum und schnüffelt in die Luft wie ein Jagdhund.

„Das gibt es doch nicht!“, murmelt Mama. Dann zieht sie mit einem Ruck Janas Bett ab. Sie klemmt sich die Bettwäsche samt der Tagesdecke unter die Achsel und verschwindet in den Keller.

Jana findet das alles ziemlich übertrieben. Sie selbst riecht gar nichts und Sebastian hat sich auch nicht beschwert, als er zu Besuch war. Aber Mama gibt einfach keine Ruhe. Und nach zwei Tagen riechen es sogar Papa und Jana: Tatsächlich, es stinkt. Und zwar gewaltig. Es stinkt schon am Gang, BEVOR man überhaupt in Janas Zimmer reinkommt!

Mama schiebt die Schuld auf Janas Schildkröte.

„Ich habe es ja immer gesagt“, meint sie. „Ein Tier hat in einem Kinderzimmer einfach nichts zu suchen. Das ist nicht gesund.“ Und schwupps, muss das arme Paulchen ins Bad übersiedeln. Als ob Paulchen irgendwas dafür kann.

Jana schämt sich für ihre Mama. Damit Paulchen nicht so mitkriegt, dass sich alles gegen ihn verschworen hat, baut ihm Jana einen erstklassigen Baby-Schildkröten-Trainings-Parcours: Paulchen soll zuerst einen Radiergummi überklettern, dann die Federschachtel und am Ende die Türschwelle auf die Terrasse raus. Aber schon beim Radiergummi verliert Paulchen das Gleichgewicht. Er landet auf dem Panzer und strampelt hilflos mit den Beinen. Seufzend hebt Jana ihr Schildkröten-Baby auf. Paulchen ist einfach so ein Tollpatsch ... Sie drückt ihm ein Bussi auf den Panzer und versorgt Paulchen mit einem Riesenvorrat an Salatblättern. Das ist ihm sicher auch ein Trost.

Paulchen ist absolut unschuldig. Das wird ziemlich schnell klar: In Janas Zimmer stinkt es weiter, genau wie vorher. Im Bad stinkt es hingegen nur, wenn jemand groß am Klo war. Das ist unfair und gegen die Schildkröten-Rechte, findet Jana. Paulchen übersiedelt zurück in Janas Zimmer.

Aber was ist es denn nun, das so stinkt? Mama, Papa und Jana bilden einen Suchtrupp. Sie durchforsten das ganze Zimmer. Jeden Zettel drehen sie um, jedes Buch wird abgestaubt, jedes Kleidungsstück neu zusammengelegt. Es ist richtig gruselig: Sie finden den Taschenrechner, den Papa schon seit letztem Weihnachten vermisst. Sie finden den kleinen Schutzengel, den Mama von ihrer Urstrumpftante zur Erstkommunion bekommen hat. Nur den Grund für den Gestank – den finden sie nicht.

Die Schmutzwäsche ist es nicht, die Jana in der Bettlade hortet.

Ihre Neoprenschuhe miefen vielleicht ein bisschen, weil sie nach dem letzten Mal Schwimmen nicht richtig getrocknet sind, aber das ist halb so wild. Der geheime Schokoladenvorrat ganz oben im Regal ist es garantiert auch nicht, der riecht höchstens verlockend gut.

Schokolade stinkt nie!

Dann findet Mama in Janas Schreibtisch-Schublade, ganz hinten, hinter dem Glanzpapier und den Fingerfarben, ein Ei. Ein bunt bemaltes Ei.

„Mir wird schlecht“, keucht Mama und reißt das Fenster auf. Das muss nichts heißen. Mama wird ständig schlecht in letzter Zeit. Aber dieses Mal hat sie wirklich recht: Das Ei stinkt dermaßen, dass Papa die Luft anhält und Jana wird es grün vor den Augen. Papa nimmt ein Taschentuch, wickelt das Ei ein und läuft aus dem Zimmer.

„NEEEEEIN!“, brüllt Jana und rennt hinterher. „DAS DARFST DU NICHT WEGWERFEN!“

Mama läuft hinter Papa und Jana her.

„Wie stellst du dir das denn vor?“, ruft sie. „Das Ei muss weg, und zwar dalli!“

Jana weint.

„Ich will das Ei aber behalten“, schluchzt sie.

„Das ist doch das Gewinner-Ei vom letzten Osterfest. Und ich hab es am Wochenende extra zum Überwintern aus dem Baumhaus bei Opa übersiedelt ...“

Da hat Jana nämlich beim Eierpecken gewonnen, gegen Opa UND gegen ihren Cousin Tobias, mit diesem EINEN Ei! Das braucht sie noch, damit will sie nächstes Ostern wieder gewinnen!

Zu dritt stehen sie in der Küche, Papa mit dem Ei in der Hand, Mama mit einem Geschirrtuch vor Mund und Nase und Jana, die schluchzt und tobt.

Und dann muss Jana würgen. Sie hat beim Schluchzen zu viel Ei-Geruch eingeatmet. Jetzt ist ihr plötzlich so schlecht, dass sie ganz verzweifelt wird. Mama hat ja recht. In Wirklichkeit kann kein Mensch atmen neben dem Ei.

„Können wir es vielleicht in den Kühlschrank legen?“, bettelt Jana mit schwacher Stimme. „Oder einfrieren? Nur bis Ostern ...“

Aber Papa schüttelt den Kopf. Er nimmt Jana mit an die frische Luft und vergräbt das Gewinner-Ei im Acker. Dabei muss Papa zwar schwitzen, weil die Erde schon fast gefroren ist, aber das ist es ihm wert. Nicht einmal im Biomüll will er das Stinke-Ding haben. Jana lässt die Schultern hängen. Schade um ihre Gewinn-Chancen. Aber so ist es wohl das Beste für sie alle. Das sieht Jana ein.

Als sie wieder ins Haus kommen, sitzt Mama in der Küche und rührt in einer Schüssel. Der Tisch ist mit Plastik abgedeckt. Neugierig klettert Jana auf die Eckbank. In Mamas Schüssel ist eine zähe weiß-graue Masse. „Ratet mal“, strahlt Mama. „Wir machen dir ein Gips-Ei.“

Jana reißt die Augen auf. Dann lacht sie. Andere Familien basteln Strohsterne und Weihnachtsengerl im Advent. Aber es ist lieb von Mama, dass sie Jana trösten will. Papa hilft ihnen, ein Ei auszublasen, damit es Mama nicht schon wieder schlecht wird. Gemeinsam gießen sie vorsichtig Gips in die leere Eierschale. Dann müssen sie warten, bis der Gips getrocknet ist.

Es dauert e-wig-lich. Jana isst zwei Rosinenwecken mit Butter und macht ihre ganze Rechen-Hausübung. Dann kann sie endlich die Schale abkletzeln. Am Ende bemalt sie das Gips-Ei noch schöner als das Original-Gewinner-Ei, das jetzt im Acker begraben liegt.

Am nächsten Tag laden sie Sebastian zur Advent-Jause ein. Es gibt Topfenkäse-Brote, Orangen-Speigerl, Nüsse aus dem Nikolo-Sackerl – und hart gekochte, bemalte Eier. Jana ist ganz kribbelig.

„Magst du auch ein hart gekochtes Ei?“, fragt sie Sebastian. Juhu, er mag!

„Hast du rein zufällig Lust auf Eierpecken?“, fragt Jana weiter. Juhu, er hat!

So eine Überraschung: Wer hätte das gedacht?

Jana gewinnt! Mit nur zwei Schlägen! Einen auf den Kopf von Sebastians Ei und einen auf den Popsch. Jana sitzt da und strahlt übers ganze Gesicht.

„Isst du dein Ei gar nicht?“, fragt Sebastian erstaunt.

„Ach, ich hab jetzt eigentlich gar keinen Appetit“, meint Jana.

„Ich heb mir mein Ei einfach auf.“ Den Rest des Satzes sagt sie nicht mehr laut: „Bis Ostern“, flüstert sie zu sich selber, in ihrem Kopf.

„Und dann gewinnen wir jedes einzelne Duell, mein Gips-Ei und ich.“

Sarah M. Orlovský aus: Neue Geschichten von Jana, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien



Die heilige Notburga

Eine der ältesten Burgen Tirols ist die Rottenburg nahe Jenbach, von der heute nur noch Ruinen erhalten sind.

In dieser stolzen Burg lebten Ende des 13. Jahrhunderts Ritter Heinrich der Erste und seine Frau Ottilie, die eine besonders treue und tüchtige Dienstmagd in ihrem Gesinde hatten.

Das junge Mädchen stammte aus der Gegend um Rattenberg und wurde Notburga gerufen.

Notburgas mitleidiges Herz schlug für alle Armen, Kranken und Schwachen. Sooft sie konnte, lief sie ins Dorf hinunter und kümmerte sich dort so umsichtig und liebevoll um die Bedürftigen, dass die Leute bald sagten: „Die Dienstmagd sorgt besser für uns als ihre Herrin!“

Als das der hartherzigen Ottilie zu Ohren kam, ärgerte sie sich sehr darüber und fing an, das brave Mädchen zu kontrollieren und zu belauern.

Einmal erappte die Herrin ihre Magd dabei, wie sie in der Burgküche die Essensreste für die Bedürftigen zusammentrug. Da riss ihr Ottilie die Schüssel aus den Händen und verlangte: „Geh sofort in den Stall und wirf die Reste unseren Schweinen vor! Wir haben nicht genug, um auch noch die Armen zu füttern!“

Notburga wollte gehorsam sein und sparte sich daher das nächste Mal ihre Gaben für die Bedürftigen vom eigenen Mund ab. Brotstück um Brotstück legte sie beiseite.

Aber auch das war ihrer Herrin nicht recht und als sie sah, dass Notburga ins Dorf hinuntergehen wollte, schickte sie ihren Mann hinterher: „Halt die kleine Diebin auf! Sie trägt schon wieder unsere ganzen Vorräte ins Dorf hinab!“

Ritter Heinrich fing die junge Magd am Burgtor ab und sagte streng: „Zeig sofort her, was du da unter deiner Schürze hast!“

Notburga blickte ihrem Herrn ruhig ins Gesicht und schlug ihre Schürze zurück. Da hatte sich das Essen in Hobelspäne und der stärkende Wein in Lauge verwandelt und Heinrich musste das Mädchen beschämt seiner Wege gehen lassen.

Schließlich vertrieb Ottilie die verhasste Notburga ganz aus dem Schloss, aber das fleißige Mädchen fand rasch wieder Arbeit. Ein Bauer in Eben am Achensee nahm das Mädchen in seinen Dienst. Er holte sich damit Glück und Frieden ins Haus, während der Segen von der Rottenburg verschwand.

Auch an ihrem neuen Dienort erschien Notburga den Menschen wie ein guter Engel, der alle ihre Nöte ernst nahm und sich um sie kümmerte. Nur

einmal wurde der Bauer zornig. Als die Feierabendglocke läutete, wollte Notburga die Sichel weglegen, um zu beten. Da herrschte der Bauer sie an: „Schneid weiter, Dirn! Wir haben keine Zeit zum Faulenzen. Das Korn muss in die Scheune!“ Aber Notburga sagte mit ruhiger Stimme: „Wenn Gott ruft, dann muss man folgen. Und wenn ER will, dass wir jetzt beten, wird diese Sichel in der Luft schweben bleiben!“



Mit diesen Worten warf die Magd ihre Sichel in die Luft und sie blieb tatsächlich wie der silberglänzende Mond an einem goldenen Abendsonnenstrahl hängen. Vor diesem Wunder sanken alle in die Knie und der Bauer wagte es nie mehr, etwas gegen das Beten zu sagen.

Einige Jahre später kehrte Notburga wieder ins Inntal zurück. Sie wirkte dort noch für lange Zeit und brachte vielen Menschen Friede und Freude. Als sie um das Jahr 1313 verstarb, erfüllte man gerne Notburgas letzten Wunsch: „Legt meinen Leichnam auf einen führerlosen Wagen, der mit zwei weißen Ochsen bespannt ist. Da, wo die Tiere hingehen, sollt ihr mich begraben.“

Eine große Trauergemeinde folgte dem seltsamen Gespann, das ohne jede Schwierigkeit den Inn durchquerte und schließlich in das kleine Kirchlein zum heiligen Ruprecht bei Eben fuhr. Dort wurde Notburgas Leichnam von unsichtbaren Händen abgeladen und aufgebahrt und hier bestattete man sie auch.

Weil an ihrem Grab mancherlei Wunder geschahen, wurde Notburga vom Volk als Heilige verehrt. So erbaute man später in Eben eine neue Kirche, wo Notburgas Gebeine noch heute in einem kostbaren Schrein aufbewahrt werden.

Brigitte Weninger aus: Tiroler Sagen, Tyrolia-Verlag - Innsbruck-Wien



Die Speckseite im Roten Turm

Eines der alten Wiener Stadttore, die inzwischen abgerissen wurden, war der Rote Turm, an den noch die Rotenturmstraße erinnert. Mit diesem Torturm aber hatte es eine besondere Bewandnis.

Im ganzen Kaiserreich spöttelte man damals darüber, dass in Wien die Frauen das Sagen hätten und dass sich die gutmütigen Wiener viel zu sehr vor ihren Ehegenossinnen fürchteten, um gegen dieses Regiment aufzugehen. Darüber beschwerten sich die Wiener beim Stadtmagistrat: „Diese Frotzelei können wir uns nicht länger bieten lassen. Wir stehen ja vor aller Welt als Feiglinge und Pantoffelhelden da!“

Da kam ein findiger Beamter auf folgende Lösung: Er ließ eine große Speckseite in den Roten Turm hängen, und derjenige, der eindeutig beweisen konnte, dass ER der Herr in seinem Hause sei, sollte diesen Speckbacken als offizielle Belohnung bekommen.

*Befind't sich irgend hier ein Mann,
der mit der Wahrheit sprechen kann,
dass ihm sein' Heirat nicht gerauen
und fürcht' sich nicht vor seiner Frauen,
der mag diesen Backen herunterhauen!*

So stand es für jedermann sichtbar eingraviert auf einer Tafel.

Die Wiener Männer waren mit dieser Verfügung zufrieden und Tausende von ihnen gingen täglich an dem baumelnden Speck vorbei. Seltsamerweise dauerte es fast hundert Jahre, bis sich an den Stammtischen eine frohe Kunde verbreitete: „Es hat sich einer gemeldet, der den Speck haben will!“

Am festgesetzten Tag kam eine riesige Men-

schmenge zum Roten Turm. Jeder wollte den sagenhaften Mann aller Männer sehen.

Schließlich marschierte er unter lauten Jubelrufen heran – jung, fesch, prächtig gekleidet und hoherhobenen Hauptes. Er war schon seit einigen Wochen verheiratet und seine Ange- traute umsorgte ihn noch immer aufs Beste. Sie hatte ihm bisher kein einziges böses Wort gesagt und las ihm jeden Wunsch von den Augen ab. So meinte der junge Ehemann, der unumschränkte Herrscher im Haus zu sein und als erster Wiener ein Anrecht auf den Speckbacken zu haben.

Schon wurde unter den strengen Augen des Magistratschreibers eine Leiter angelegt, als der Mann aller Männer plötzlich innehielt. „Momenterl bittscheen!“, meinte er. „Ich muss nur schnell meinen schönen Sonntagsrock ausziehen.“

„Warum denn das?“, wollte der erstaunte Stadtschreiber wissen.

„Weil der Speck fettig ist, net wahr?“, sagte der junge Ehemann würdevoll. „Und weil meine Frau den Rock grade frisch gereinigt hat. Wenn ich dann mit einem dicken Fettfleck heimkomm, wird sie mir eine schöne Predigt halten!“

Als die umstehenden Männer das hörten, brachen sie in lautes Gelächter aus, nahmen dem Großmaul die Leiter wieder weg und ließen nicht mehr zu, dass er hinaufstieg.

„Du bist kein bisserrl besser als wir!“, höhnten sie. „Geh heim zu deiner Hausherrin!“

So blieb die Speckseite weiterhin im Roten Turm hängen, bis das Tor 1858 abgerissen wurde.

Brigitte Weninger aus: Wiener Sagen, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien



Die Geisterkirche im Achensee

In jener Talsenke, in der heute der Achensee liegt, stand vor langer Zeit ein wohlhabendes Dorf. Die Weiden ringsum waren saftig, das Korn wuchs beinahe von selbst und Mensch und Tier hatten mehr als genug zu essen. Doch der unverdiente Reichtum stieg den Dorfbewohnern zu Kopf: Sie wurden hochnäsiger und übermütiger. Vor allem die jungen Burschen trieben es wild.

„Was, jetzt sollen wir schon wieder in die Kirche gehen!“, maulte einer von ihnen. „Ich würd jetzt viel lieber weiterwürfeln!“

„Dann nehmen wir die Karten und Würfel eben mit!“, lachte ein anderer. „Einen Platz zum Spielen finden wir doch überall!“ Gesagt, getan.

Während der Pfarrer am Altar vorne die Messe las, saßen die Burschen hinten auf dem Chor, ließen die Würfel klappern und schoben das Geld hin und her.

Doch während sie dort oben noch lachten, tranken und spielten, begann draußen auf einmal Wasser aus dem Boden zu quellen. Eine Quelle nach der anderen tat sich auf, rann über die Wiesen und Wege, füllte die Senken und schon bald strömte das Wasser auch in die Kirche und stieg so rasch an, dass keiner der Spieler entkommen konnte.

Aber die Flut stieg noch viel höher und verschlang Wiesen und Wälder, Häuser und Ställe, Mensch und Vieh, bis zum Schluss die ganze blühende Gegend in den Wogen eines riesigen Sees versunken war.

An sehr klaren, windstillen Tagen sieht man mitunter noch die goldene Kirchturmspitze durch die Wellen schimmern und wer ein feines Ohr hat, hört das Glockengeläut aus der Tiefe.

Brigitte Weninger aus: Tiroler Sagen, Tyrolia-Verlag . Innsbruck-Wien

Die Opferkerze von Lavant

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde der Bau des St.-Peters-Kirchleins in Lavant vollendet. Viele Jahre lang war unter großen Mühen daran gebaut worden und nun stand alles in großer Pracht bereit. Das Einzige, was noch fehlte, war der Wetterhahn auf der Kirchturmspitze.

An einem herrlichen Spätherbsttag sollte auch dieser endlich aufs Dach gebracht werden. „Schau her da“, sagte der Dachdeckermeister zu seinem jüngsten Gehilfen. „Du hast wirklich brav gearbeitet, deshalb sollst du heut den Hahn aufstecken!“

Der Bub freute sich sehr über die große Ehre und stieg gleich schneidig auf den Turm hinauf. Doch oben klammerte er sich plötzlich kreideweiß ans Schindeldach und schrie angstvoll zu den Zuschauern auf dem Vorplatz hinunter:

„Soll ich den Hahn ins erste oder ins zweite Loch stecken?“ „Was meint er denn?“, fragte der Meister verwirrt. „Die Kirchturmspitze hat doch nur ein einziges Loch!“ Doch plötzlich begriff er: „Den armen Buben hat der Schwindel gepackt!“ Im selben Augenblick entglitt dem Gehilfen der Wetterhahn und dann verlor er selbst den Halt.

„Heilige Maria von Lavant – hilf!“, schrie der Bursch im höchsten Entsetzen und stürzte vom Dach herab. „Wenn du mich rettest, bring ich dir eine Opferkerze so schwer wie ich selber!“

Dann verlor er vor Schreck das Bewusstsein und merkte gar nicht, dass er völlig unversehrt in einem hohen Laubhaufen landete, der neben der Kirche zusammengekehrt worden war. Die heilige Maria hatte sein Flehen erhört.

Einige Zeit später wollte der Gerettete sein heiliges Gelöbnis einlösen und eine Opferkerze kaufen. Da fiel ihm ein, dass er gar nicht wusste, wie schwer er eigentlich war.

So wanderte er am nächsten freien Tag nach Lienz hinaus, um sich dort auf der Waage eines großen Viehhändlers wiegen zu lassen. Doch wie erstaunt waren alle, als sie erfuhren, dass der junge Bursche nur ein Kilogramm wog!

Ob nun die Waage des Viehhändlers etwas Falsches anzeigte oder ob die heilige Maria ein zweites Wunder vollbracht hatte, um den Geldbeutel des Buben zu schonen, ist nicht bekannt.

Brigitte Weninger aus: Tiroler Sagen, Tyrolia-Verlag . Innsbruck-Wien

Die beiden Nachbarinnen

Es waren einmal zwei alte Frauen, die lebten in guter Freundschaft als Nachbarinnen. Sie kannten einander fast ihr Leben lang. Die eine hatte ihren Mann als Gast auf der Hochzeit der anderen kennengelernt. Ihre Kinder hatten miteinander am nahegelegenen Teich gespielt, ihre Männer einander bei der Arbeit ausgeholfen. Die eine hatte der anderen zugehört, als sie mit ihrer Tochter ständig stritt. Die andere hatte die eine getröstet, als ihr Sohn aus einem Krieg nicht mehr heimgekehrt war. Die beiden Frauen hatten einander beigestanden, als die Kinder, groß geworden, eins nach dem anderen das Haus verließen. Schließlich mussten sie beide im gleichen Jahr ihre Männer begraben.

Die zwei redeten über alles Mögliche, teilten Sorgen und Freuden.

Dabei gerieten sie eines Tages in einen Streit. Worum es ging, wird nicht erzählt. War es, weil sie mit dem Alter ein wenig sturer geworden waren, war es ein Missverständnis oder ein alter, nie ganz gelöster Groll, der schon lange schwelte?

Was auch immer der Anlass gewesen sein mag, dieser Streit war einfach nicht beizulegen. Ein Wort gab das andere, und jedes klang schärfer. Am Ende kam es noch schlimmer, denn irgendwann hörten sie auf zu sprechen.

Wenn aber zwei gar nicht mehr miteinander reden, kann ein Missverständnis auch nicht geklärt und ein Streit schwerlich beigelegt werden. Stattdessen wächst der Zorn auf beiden Seiten, der Ärger flammt ein ums andere Mal wieder auf, und in Gedanken wächst der Unmut. Als Tage und Wochen ohne eine Geste der Versöhnung vergingen, wurde es immer unmöglicher, einander zu vergeben. Die eine war auf die andere wütend, die andere auf die eine, und beide hatten ihre „guten Gründe“. Weil sie nicht mehr miteinander sprachen, machten sie ihrem Zorn in kleinen Gesten Luft. Böse Blicke, Gemurmel mit anderen Frauen auf dem Markt, ein fauler Apfel voller Wespen, der am Grundstück der Nachbarin lag, den Frauen kam so manches in den Sinn.

Da verfiel eine der beiden irgendwann auf den Einfall, einen Graben zwischen ihren Grundstücken zu ziehen und ihn mit Wasser aus dem Teich zu füllen. Als die andere das sah, ärgerte sie sich maßlos darüber, dass ihr das nicht selber eingefallen war.

An dem Tag, an dem sie über den mit Wasser gefüllten Graben gestolpert war, kam bei ihr ein Wanderer vorbei. Er war einer von denen, die von

der Hand in den Mund lebten und von der Arbeit, die sie da und dort fanden. Er hatte dunkle Locken, ein ehrliches, offenes Gesicht, einen klaren Blick und den Gang eines Menschen, der seit Jahren unterwegs ist. So einer wie er war wohl schon durch vieler Menschen Leben gewandert.

Der Fremde erinnerte die Frau ein klein wenig an den Ältesten ihrer Nachbarin, der einst aus dem Krieg nicht mehr heimgekommen war. Doch der wäre jetzt schon viel älter als dieser Fremde. Die Witwe fühlte sich einsam, seit sie nicht mehr mit ihrer Nachbarin sprach. Außerdem kann auch eine alte Frau sich wohl am Anblick und an der Gesellschaft eines gutgewachsenen, freundlichen jungen Mannes erfreuen.

Als er sie also nach Arbeit fragte, überlegte sie gut. Während sie ihren Blick über den Hof schweifen ließ, sah sie den Graben, und da kam ihr ein Einfall:

„Ja, ich weiß, was du tun kannst. Bau mir doch einen Zaun auf meiner Seite des Grabens, einen recht hohen, dann muss ich nicht einmal mehr hinüberschauen zur Nachbarin!“

Er meinte, das könne er wohl tun. Nachdem sie das Holz für den Zaun zusammengesucht hatten und die Werkzeuge, die er nicht selber dabei hatte, erzählte sie ihm abends am Feuer die ganze leidige Geschichte ihres Streits. Er wiederum teilte seine Märchen und Lieder mit ihr. Die, die sonst nichts besitzen, kein Land und kein Haus, sind oft reich an Geschichten und tragen viele davon zu den Menschen. Die Frau legte an diesem Abend besonders viele Scheite in den Kamin, weil sie sich an der Stimme des jungen Mannes gar nicht satt hören konnte.

Am nächsten Tag war Markttag, und sie wollte in die Stadt. Sie ließ den Fremden allein zurück und dachte sich, einer, der einen so geraden Blick hat, würde wohl nichts stehlen und auch nicht vor getaner Arbeit verschwinden.

Am Ende dieses Tages kam sie wieder. Sie war so guter Laune wie lange nicht und freute sich auf einen zweiten Abend in angenehmer Gesellschaft. Von weitem schon hielt sie Ausschau danach, wie weit er mit seiner Arbeit gekommen war. Wer weiß, vielleicht war der Zaun ja schon halb fertig?

Doch sie kam näher und näher und konnte nicht einmal Pfosten entdecken, die er eingeschlagen hatte. Als sie schließlich ihren Hof erreichte, sah sie, dass der Wanderer aber nicht untätig gewesen war. Doch er hatte mit ihrem Holz und ihrer beider Werkzeug keinen Zaun gebaut, sondern

eine Brücke über den Graben.

Auf dieser Brücke stand die Nachbarin mit Tränen in den Augen und sagte zur Begrüßung: „Was für eine Geste! Du hast mich beschämt, lass uns endlich Frieden schließen.“

Ohne lange nachzudenken tun wir zuweilen die weisesten Dinge. Ohne zu überlegen lief die Frau nun von ihrer Seite auf die Brücke und umarmte ihre alte Freundin lange. Da floss das Wasser nicht nur unter der Brücke, sondern es fielen auch

Tränen aus den Augen der beiden.

An diesem Abend saßen sie zu dritt am warmen Feuer, teilten Geschichten und sangen alle drei. Die beiden Frauen waren dem Wanderer sehr dankbar. Am nächsten Morgen hätten sie so manche Arbeit für ihn gefunden und ihn gern noch eine Weile aufgehalten. Doch er meinte, er müsse weiterziehen, es gäbe für einen wie ihn noch einiges zu tun in dieser Welt.

Frau Wolle aus: König Lichterloh, illustriert von Almuth Mota, Tyrolia-Verlag-Innsbruck-Wien

Warum Gott die Zwetschgen, die Äpfel und die Birnen schuf

Im Anbeginn der Zeit schuf Gott die Welt – und sie war ein Paradies. Dann aber verstießen Adam und Eva gegen das göttliche Verbot. Sie aßen die verbotene Frucht der Erkenntnis, den Apfel. Da wurde Gott fuchsteufelswild und ließ die zwei durch einen Engel aus dem Paradies vertreiben. Die Welt außerhalb des Paradieses war aber eine unwirtliche Einöde. Deshalb sorgten die Engel fortan für die Menschen, damit sie in dieser kargen neuen Welt zurechtkamen. Das Leben war trotzdem schwierig genug. Die Menschen fanden kaum genug zu essen. Oft litten sie Hunger und Not.

So flogen die Engel immer und immer wieder hinauf zum göttlichen Thron und berichteten, wie entbehrungsreich und mühsam das Leben der Menschen jetzt war. Gottes Wut war längst verrauch. Ja, die göttliche Milde kehrte zurück. Mit der Zeit taten dem Schöpfer diese armen Wesen leid. Gott beschloss deshalb, ihr Los zu mildern, und schuf einen Zwetschgenbaum. Im Paradies hatte es davon viele gegeben, aber außerhalb, in der Einöde, war das der erste.

Neugierig kosteten die Menschen von seinen Früchten. Die schmeckten viel besser als alles andere. Bald entbrannte ein Streit um die köstlichen Zwetschgen. Und es blieb nicht bei Worten. Schließlich wurden die Menschen handgreiflich und gingen mit Gewalt aufeinander los.

Wieder flogen die Engel zum Himmel und berichteten vom Streit um die göttlichen Früchte.

„Ein Baum ist wohl zu wenig“, sagte sich Gott – und schuf auch einen Apfelbaum. Die Menschen waren begeistert. Endlich konnten sie ohne schlechtes Gewissen von den göttlichen Äpfeln essen. Und wieder kam es nach der ersten Freude zu heftigen Streitereien um die köstlichen Früchte.

Einmal mehr waren die Engel gefragt. Sie berichteten Gott, dass es beim Kampf um die Äpfel Verletzte und sogar Tote gegeben hatte. Es war alles nur schlimmer geworden.

Also schuf Gott auch noch den Birnbaum. Und gleich ging der Streit um die Birnen los. Die Engel wussten bald nicht mehr, wo ihnen der Kopf stand. Sie flogen von der Erde zum Himmel und überbrachten eine unheilvolle Botschaft nach der anderen.

„Wenn reichlich da ist, dann hat der Streit wohl ein Ende“, sagte sich Gott. Deshalb schuf Gott auch noch die Nüsse und die Mandeln, die Quitten und die Marillen, die Kastanien und die Schlehen, die Zitronen und die Orangen.

Der Zwist und die Auseinandersetzungen nahmen aber trotz dieser Fülle kein Ende. Schließlich verstand Gott, dass es nicht die Not war, die die Menschen antrieb, sondern die Gier.

Es half also nichts, den Menschen noch mehr vom himmlischen Segen zukommen zu lassen. Der Keim des Übels lag in den Herzen der Menschen. So gab Gott den Engeln eine Botschaft mit: „Genug ist genug. Kein Mensch soll mehr haben, als er braucht, um wirklich satt zu werden. Alle, die das verstehen und danach handeln, werden zufrieden sein und wieder im Paradies leben auf Erden.“

Viele Menschen waren allerdings derart mit sich und ihrem Besitz beschäftigt, dass sie gar nicht hinhörten. Einige allerdings hörten nicht nur hin, sondern verstanden auch, was Gott damit sagen wollte. Und die haben seither das Glück auf ihrer Seite.

Helmut und Ursula Wittmann aus: Das Geschenk der zwölf Monate, illustriert von Agnes Ofner, Tyrolia-Verlag-Innsbruck-Wien



Von der alten Frau, zu der der liebe Gott auf Besuch kam

Vor langer, langer Zeit, war's gestern oder war's heut, da lebte einmal eine alte Frau. Die bemühte sich mit aller Kraft und Ehrlichkeit um ein gutes und gottgefälliges Leben.

Einmal hatte sie bei Nacht einen eigenartigen Traum. Eine Stimme war da zu hören. Die ging ihr durch und durch. „Gute Frau“, sagte die Stimme, „ich sehe, wie aufrichtig du dich um ein gutes Leben bemühest. Morgen werde ich deshalb zu dir auf Besuch kommen.“

Beim Aufwachen ging der Frau der Traum immer noch durch den Kopf. „Das war der liebe Gott“, sagte sie sich. „Der liebe Gott kommt heute zu mir auf Besuch!“ – Ja, sie konnte es kaum fassen: „Diese Stimme war so durchdringend und so voller Kraft! Das muss der liebe Gott gewesen sein!“

Und wenn schon der liebe Gott zu Besuch kommt, dann heißt es natürlich alles aufs Beste vorzubereiten. Gleich begann die alte Frau zu kehren und zu putzen. Sie schrubbte die Böden, sorgte dafür, dass die Fenster blitzblank waren. Dann begann sie zu kochen: Suppen, Braten, Knödel, Stöcklkraut, Salzerdäpfel, Strudel und Kuchen. Dazu noch Salat. Aus dem Wirtshaus holte sie frisches Bier. Ach ja, der liebe Gott trank sicher gern guten Wein. Das wusste sie ja vom Letzten Abendmahl. Also musste auch der noch her. Endlich war sie fertig.

Richtig fertig war sie – und verschwitzt. Schnell noch gewaschen und das Festtagsgewand angezogen. Jetzt fehlte nichts mehr, alles war bereit. – Und was war mit dem lieben Gott?

Es war schon früher Nachmittag. Er musste also bald kommen.

Müde von der vielen Arbeit setzte sich die alte Frau auf die Ofenbank. Da klopfte es auch schon an der Tür. Das musste er sein!

Geschwind auf, das Kleid geglättet, und hin zur Tür. Da stand ein Hausierer vor ihr. „Schau her, gute Frau, was ich für dich habe“, sagte er, „schöne Bänder kann man immer brauchen! – Die sind auch recht günstig. Nur eine Bitte: Lass mich bei dir ein wenig aufwärmen. Es ist gar so kalt!“ – „Nichts für ungut“, sagte da die alte Frau, „aber du kommst im Moment wirklich ungelegen! Schau nur, wie schmutzig du bist. Zu mir kommt heute der liebe Gott auf Besuch. Du wirst verstehen, dass ich dich da nicht hereinlassen kann, so dreckig wie du bist! Ein anderes Mal gern, aber jetzt schau zu, dass du weiterkommst!“ Und schon hatte sie ihm die Tür vor der Nase zugeschlagen.

Wieder setzte sie sich auf die Ofenbank. Die Zeit verging. Schön langsam müsste er doch kommen, der liebe Gott! Und tatsächlich – da klopfte es wieder.

Also geschwind hin zur Tür: Vor ihr stand eine Bettlerin. „Ich bitte dich, lass mich bei dir ein bisschen aufwärmen“, sagte sie. „Es ist gar so kalt draußen! Und großen Hunger habe ich auch!“ – „Nein, heute geht es beim besten Willen nicht“, sagte die alte Frau, „zu mir kommt heute der liebe Gott zu Besuch. Da lass ich mir doch von dir das Haus nicht verstimmen. Da hast du ein Stück vom warmen Strudel. Einen heißen Tee kannst du auch haben. Aber such dir woanders einen Platz. Ich bin nicht die Einzige, die eine warme Stube hat. Ein anderes Mal kannst du gerne wiederkommen, heute nicht.“ Und schon war die Tür wieder zu.

„Jetzt muss er doch bald kommen, der liebe Gott“, sagte sich die alte Frau, als sie wieder auf der Ofenbank saß. Die Zeit verging und mit ihr der Tag. Da klopfte es wieder. Also einmal mehr auf und hin zu der Tür.

Da stand ein Bettelmusikant. „Darf ich dir eins aufspielen, gute Frau?“, fragte der. „Der Wind bläst gar so kalt. Jetzt hat es auch noch zu schneien angefangen. Ich bitte dich, lass mich bei dir ein bisschen aufwärmen. Dafür spiel ich dir auch die schönsten Stücke!“ – „Nein, nein, nein“, sagte da die Alte. „Heute passt das gar nicht! – Der liebe Gott kommt heute zu mir zu Besuch. Alles ist geputzt und aufs Beste vorbereitet. Schau dich an, wie nass und wie dreckig du bist. Dein Geruch ist auch nicht der feinste. Stell dir vor, wenn der liebe Gott kommt und dich da findet. Da vergeht ihm glatt der Appetit!“

Sie drückte dem Mann noch ein Stück Lebkuchen in die Hand und schenkte ihm einen ordentlichen Schluck Schnaps ein, dann war die Tür wieder zu.

Langsam wurde es finster. Die alte Frau saß müde und erschöpft auf der Ofenbank. Sie spürte, wie ihr der Kachelofen den Rücken wärmte. Das tat gut. „Wann kommt er denn nur, der liebe Gott?“, fragte sie sich. Da ging ihr ein Schläfchen zu. Wohlig glitt sie hinüber ins Reich der Träume und wer kam ihr da unter: der liebe Gott!

Jetzt war die alte Frau empört: „Also alles was recht ist, lieber Gott!“, schimpfte sie. „Gestern hast du mir versprochen, dass du mich besuchen kommst – und was war? Nichts!“

„Wie meinst du das?“, fragte der liebe Gott. „Als lieber Gott darfst du doch keine leeren Versprechungen machen!“, schimpfte die alte Frau.

„Und lügen darfst du erst recht nicht! – Ich habe mir solche Mühe gegeben, habe alles aufs Beste vorbereitet, geputzt und gekocht. – Und wer kommt nicht? Du!“

„Was heißt, ich hätte dich nicht besucht?“, meinte da der liebe Gott. „Drei Mal bin ich bei dir gewesen – aber du hast mich ja nicht hineingelassen!“ In der Früh ging der alten Frau beim Munterwerden der Traum immer noch durch den Kopf: Drei Mal hatte sie der liebe Gott besucht und sie, sie hatte ihn nicht ins Haus gelassen! Wie konnte sie nur so herzlos und dumm sein – und das Offensichtliche nicht sehen? Auf der Stelle beschloss sie, es künftig besser zu machen.

Wenn fortan jemand vor ihrer Tür stand und um etwas zu essen, zu trinken oder um einen Platz

Unsere Sonne

Vor langer, langer, sehr, sehr langer Zeit, da hatten die Götter und Göttinnen eine Menge Sonnen geschaffen und sie hinaus ins All geschickt, damit sie überall Licht und Wärme verbreiten sollten. Die Sonnen aber taten, was sie wollten: Sie sammelten sich an einem Fleck, waren beisammen und freuten sich ihrer gegenseitigen Gesellschaft. Sie feierten, sangen, tanzten ... und erzählten einander Geschichten.

Die Göttinnen und Götter waren damit gar nicht zufrieden. Die Götterbotin schlug vor, zu den Sonnen zu reisen und ihnen ins Gewissen zu reden. Aber die anderen hatten Zweifel. Wie sollte sie die Sonnen dazu bringen, sich voneinander zu trennen und ihre Aufgabe zu erfüllen?

Schmunzelnd machte sich die Götterbotin dennoch auf den Weg. Als sie nach langer Reise am Ort der großen Helligkeit anlangte, trat sie mitten in die Versammlung der Sonnen.

„Wollt ihr eine neue Geschichte hören?“, fragte sie. Und die Sonnen, denen der Stoff langsam ausging, stimmten begeistert zu.

„Vor langer, langer, sehr, sehr langer Zeit“, so begann die Götterbotin, „lebten einmal in einem finsternen, dunklen Winkel des Universums Wesen, die waren recht lebenswürdig. Jedes von ihnen hatte zwei Beine, zwei Arme, zwei Ohren, zwei Augen, eine Nase, einen Mund und ein bisschen Fell auf dem Kopf. Sie lebten in Kälte und Finsternis, sodass sie unentwegt froren. Außerdem stolpern sie immer wieder über etwas und taten sich weh. Es war ein quälendes Dasein und manchmal sehnten sie sich danach, dass ihr Leben anders

zum Aufwärmen bat, dann gab sie – und das reichlich!

„Wer weiß, vielleicht ist es ja der liebe Gott!“, sagte sie sich. „Und wer will schon den lieben Gott mir nix dir nix vor der Tür stehen lassen?“

Ja, und wer weiß, wie oft der liebe Gott wirklich noch zu ihr auf Besuch kam.

Helmut und Ursula Wittmann aus: Das Geschenk der zwölf Monate, illustriert von Agnes Ofner, Tyrolia-Verlag-Innsbruck-Wien



und leichter wäre. Singen und Erzählen konnten sie und das war es, was ihnen etwas Hoffnung machte. So froren und hofften sie lange, lange Zeit, aber nichts geschah.“

„Das ist ja schrecklich!“, platzte da eine sehr kleine Sonne heraus. „Kann man denn gar nichts machen, um der Geschichte eine Wendung zu geben?“

„Doch“, erwiderte die Götterbotin verschmitzt. „Eine Sonne – es kann auch eine ganz kleine sein – müsste dorthin reisen und sich an jenem Ort aufhalten. Ja, sie müsste einfach nur dort sein, dann würde es diesen Wesen mit den zwei Beinen, den zwei Armen, zwei Ohren, zwei Augen, der einen Nase, dem einen Mund und dem bisschen Fell auf dem Kopf bald sehr viel besser gehen. Sie hätten es wohliger warm und brauchten nicht mehr zu frieren. Sie hätten es hell und könnten im Licht alles sehen und erkennen, sodass sie sich nicht mehr an Steinen und Bäumen stoßen würden. Sie könnten tanzen und in Freude leben, wie sie es schon lange Zeit gehofft hatten ...“

Die kleine Sonne war verblüfft und entschlossen zugleich. Sie nahm Abschied von ihren Freundinnen und reiste den weiten, weiten Weg bis in jenen abgelegenen, dunklen Winkel des Universums.

Seitdem wohnt sie hier und gibt Tag für Tag den Wesen mit den zwei Beinen, den zwei Armen, zwei Ohren, zwei Augen, der einen Nase, dem einen Mund und dem bisschen Fell auf dem Kopf Licht und Wärme – unsere Sonne.

Margarete Wenzel aus: Es war 1001 Mal, Tyrolia-Verlag-Innsbruck-Wien

Da lachte die Fee!

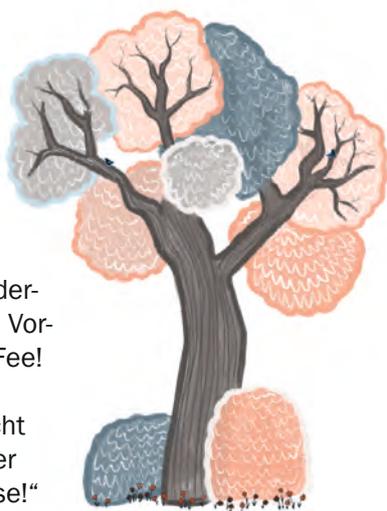
Vor langer, langer Zeit, war's gestern oder war's heut, da lebte einmal ein Bauer. Der hatte zusammen mit seiner Frau und seiner alten Mutter ein hartes Leben. Trotz aller Mühe und Arbeit reichte es gerade zum Nötigsten. Oft war Schmalhans Küchenmeister.

Einmal ging der Bauer im späten Herbst in den Wald, um einen Baum zu fällen. „Ach“, seufzte er, „warum kann das Leben nicht ein wenig leichter sein. Immer nur schufteten, schufteten, schufteten. Und was schaut dabei heraus – nichts als das nackte Überleben.“ Schweren Schrittes stapfte er hinauf in den Bergwald.

Na ja, immerhin war der Baum, den er fällen wollte, groß und mächtig. Dafür würde er gutes Geld bekommen. Das würde das Leben wieder ein klein wenig leichter machen.

Beim Baum angekommen, packte der Bauer das Werkzeug aus. Er nahm die Hacke und holte damit aus, als ob er den Baum mit einem Hieb umhauen wollte.

In diesem Moment aber ging der Baum vor ihm auf. Eine wunderschöne Frau kam zum Vorschein: Das war eine Fee! „Halt ein!“, rief sie. „Schlag den Baum nicht um! Verschone ihn! Der Baum ist mein Zuhause!“



Der Bauer war baff. Er stand da, fassungslos, wie vom Blitz getroffen. „Na, wenn das so ist ...“, stammelte er, „... dann ... dann verschone ich ihn halt, den Baum. Aber wir bräuchten halt das Geld!“ „Hör zu, Bauer“, beruhigte ihn die Fee, „was du tust, soll nicht umsonst geschehen. Dafür, dass du meinen Baum verschonst, gebe ich dir die Kraft, dass dir ein Wunsch in Erfüllung geht. Gleich, was du dir wünschst!“

Der Bauer musste das alles erst fassen. Er brauchte Zeit, Zeit zum Nachdenken. „Da habe ich aber eine Bitte!“, sagte er. „Das alles will gut überlegt sein. Gib mir dafür ein wenig Zeit!“ „Gut“, sagte die Fee, „das ist ein weiser Vorschlag. Komm in drei Tagen wieder und sag mir, was du dir wünschst. Das wird dann erfüllt werden.“ Im nächsten Moment stand der Baum wieder da wie eh und je. Von einer Fee war nichts mehr zu

sehen. Der Bauer aber packte sein Werkzeug wieder zusammen und machte sich auf den Heimweg. Dabei überlegte er die ganze Zeit: Was sollte er sich wünschen?

Ein Schloss mit prächtigen Schätzen und einer großen Dienerschaft wäre verlockend. Oder doch lieber einen imposanten Gutshof mit viel Vieh und viel Grund? Damit hätte man immer ein gutes Leben, und gesund wäre es wohl auch!

Zuhause angekommen war er immer noch in Gedanken versunken. „Mein lieber Mann, du bist heute aber früh zurück!“, meinte seine Frau. „Liebe Frau, du wirst es nicht glauben, was heute geschehen ist“, sagte er mit leuchtenden Augen, und doch ist es wahr!“

Drauf erzählte er ihr von dem Baum, von der Fee und von dem Wunsch. „Und jetzt überlege ich schon die ganze Zeit, was wir uns wünschen sollen, damit wir ein gutes Leben haben: Vielleicht ein prächtiges Schloss oder einen stattlichen Gutshof?“

„Was sagst du? Wir haben einen Wunsch frei? Der wird erfüllt – gleich was es ist – und du, du denkst nur an Geld und Gut?“, hakte seine Frau ein. „Das ist doch ganz klar, was wir uns wünschen: Ein Kind möchte ich! Endlich kann unser sehnlicher Wunsch nach einem Kind erfüllt werden! Gibt's denn etwas Schöneres?“

„Aber nein, Frau, überleg doch einmal“, meinte der Mann, „wir haben selber kaum genug zum Beißen – und du willst ein Kind? Wie sollen wir denn auch noch ein Kind durchbringen? Da leiden wir doch alle miteinander Hunger und Not.“

„Nein“, gab die Frau zurück, „es heißt doch: Schickt der Herrgott das Haserl, so schickt er auch das Graserl! Wenn wir erst das Kind haben, wird sich schon alles finden. Und ich möchte ein Kind!“ Sie setzte sich hin und weinte bitterlich.

Da kam die alte Mutter des Bauern herein. „Was hast du denn?“, fragte sie die junge Bäuerin, „warum weinst du?“

„Ach, es ist wegen deinem Sohn“, klagte die Junge, „jetzt könnte mein Wunsch nach einem Kind endlich in Erfüllung gehen. Aber er, er denkt nur an Geld und Gut.“ Drauf erzählte sie der alten Frau von dem Baum, von der Fee und dem Wunsch.

Da wurde die Alte ganz ernst und meinte bitter: „Ja, so seid ihr! Ihr denkt immer nur an euch! – Ich spüre, dass ich auf meine alten Tage blind werde. Mehr und mehr lässt mein Augenlicht nach. Soll ich denn blind in die Grube rumpeln? Nein! Ich möchte wieder sehen – und zwar klar und deutlich. Jetzt könnte mir der Wunsch erfüllt werden.“

Aber wer kümmert sich um eine alte Frau, für die es dunkel wird im Leben.“ Sie setzte sich auf die Ofenbank und weinte ebenfalls bitterlich in sich hinein.

Der Bauer wusste jetzt überhaupt nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Was sollte er nur tun? In seiner Not ging er an die frische Luft, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen – hinaus in den Wald. Dort setzte er sich unter einen Baum. Bald darauf war er eingeschlafen.

Als er wieder munter wurde, musste er kurz überlegen: Wo und warum war er denn da? Ach ja, der Wunsch!

Und in diesem Moment wusste er, wie er es angehen musste. Gleich machte er sich auf zum Baum.

Dort klopfte er sacht gegen den Stamm. Da ging der Baum auf. Die Fee kam wieder zum Vorschein. „Weißt du jetzt, was du dir wünschst?“, fragte sie ihn. „Ja“, sagte er bestimmt, „ja, das weiß ich ganz genau.“

„Dann sprich!“, sagte die Fee.

„Hör zu!“, sagte er entschlossen. „Ich wünsche mir, dass meine alte Mutter mit bestem Augenlicht und klarem Blick zuschaut, wie meine liebe Frau unser neugeborenes Kind voll strahlender Gesundheit in eine Wiege aus Gold, Edelsteinen und Diamanten legt!“ Da lachte die Fee.

„Gut“, meinte sie, „so soll es sein!“

Und genauso war es auch. Sie haben das Ziel ihrer Wünsche erreicht, heißt es. Geb's Gott, dass wir es auch erreichen!

Helmut und Ursula Wittmann aus: Das Geschenk der zwölf Monate, illustriert von Agnes Ofner, Tyrolia-Verlag-Innsbruck-Wien

Der Geist der Erde

Noch bevor es Menschen gab, lebte der Geist der Erde ganz allein in seinem Dorf. Er hatte genug zu essen. Er hatte genug zu trinken. Er hatte genug Tabak zu rauchen. Dennoch saß er oft da und war unfroh. Etwas fehlte ihm.

Eines Tages ging er hinaus aufs Feld. Dort wuchs ein großer Baum mit Kola-Nüssen. Er packte den Baumstamm und rüttelte daran. Unzählige Kola-Nüsse prasselten herab. Er hob davon so viele auf, wie er tragen konnte, und schleppte sie zum Dorfplatz. Dort legte er sie hin, ging um den Haufen herum, sah ihn sich genau an, wiegte besorgt den Kopf, schüttelte ihn und ging wieder aufs Feld hinaus. Er sammelte alle Kola-Nüsse auf, die noch herumlagen, und trug sie ebenfalls auf den Dorfplatz. Der Haufen Kola-Nüsse war nun viel höher und breiter geworden. Prüfend umkreiste ihn der Geist der Erde. Er war noch immer nicht zufrieden. Also ging er ein drittes Mal aufs Feld hinaus. Er schüttelte den Kola-Baum mit aller Kraft und abermals prasselten Nüsse in großer Menge herab. Sie alle klaubte der Geist der Erde auf und trug sie ins Dorf. Nun war der Haufen Kola-Nüsse sehr groß und der Geist der Erde wirkte endlich zufrieden.

Doch dann machte er sich erst recht ans Werk. Er schleppte alle Kola-Nüsse hinunter zum Meer. Dort lag sein schönes Boot, aus Holz geschnitzt und bunt bemalt.

Als alle Kola-Nüsse im Boot waren, war kaum mehr Platz für den Geist der Erde. Er zwängte sich dennoch hinein und piff. Ein Krokodil paddelte herbei. Der Geist der Erde legte ihm ein Zaumzeug um. Auf seinen Befehl hin zog es das Boot weit hinaus aufs Meer, so weit, bis das Festland nur noch eine Ahnung am Horizont war.

Da nahm der Geist der Erde eine Kola-Nuss,

hauchte sie an, sprach: „Werde ein Mensch!“ und warf sie ins Wasser, in Richtung Festland. Die Nuss schwamm davon. Der Geist der Erde schaute kurz hinterher, griff dann nach der nächsten Nuss, hauchte sie an, sprach: „Werde ein Mensch!“ und warf sie ins Wasser. So tat er es mit jeder Nuss im Boot. Wie eine Herde schwammen sie dahin. Von fern sahen sie aus wie Lebewesen, von denen beim Schwimmen nur die Köpfe über Wasser waren.

Endlich war der Geist der Erde fertig. Keine Nuss war mehr bei ihm. Er piff das Krokodil herbei, damit es ihn im Boot zurück zum Festland zog. Und das war jetzt unglaublich leicht, denn was wiegt schon ein Geist? Sie erreichten das Ufer. Der Geist der Erde verabschiedete sich vom Krokodil und stieg aus dem Boot. Er sah am Ufer die Menschen stehen, Kinder, Frauen und Männer. Sehr viele waren es. Sie winkten ihm zu und riefen „Hallo, hier bin ich!“, „Und hier bin ich!“, „Ich bin hii-ier!“, „Hallo, siehst du mich?“, „Hallo ich bin's!“, „Hallo, Geist der Erde, willkommen zurück!“, „Hier bin ich, schön, dass du da bist!“ ...

Alle miteinander gingen sie hinauf ins Dorf, entfachten ein Lagerfeuer und kochten Maisbrei. Dann aßen und tranken sie genüsslich. Als sie satt und zufrieden waren, stopfte der Geist der Erde seine Pfeife, entzündete sie, schmauchte ein wenig und reichte sie weiter. Sie rauchten die Pfeife, reichten sie im Kreis herum und dann begannen sie, jede Menge Geschichten zu erzählen.

Seitdem ist der Geist der Erde nie mehr allein und langweilig ist ihm auch nie mehr. Und wenn sie nicht aufgehört haben, dann sind sie jetzt noch beim Lauschen und Geschichten-Erzählen.

Margarete Wenzel aus: Es war 1001 Mal, Tyrolia-Verlag-Innsbruck-Wien

Der junge Alte

Einst gab es eine Königin, die so weise und umsichtig herrschte, dass eine Zeit des Glücks in ihrem Reich anbrach. Sie hatte die Angewohnheit, alleine durchs Land zu reiten, um zu erfahren, was die Menschen sprachen, und zu verstehen, was sie brauchten. Eines Tages war sie unterwegs und kam dabei an den Rand eines Waldes.

Dort sah sie einen sehr alten Mann bei der Arbeit. Als sie näher kam, erkannte sie, dass er dabei war, Bäume zu pflanzen. Doch er grub keine Fichten ein, die schnelles Holz und rasches Geld bringen. Nein, der Greis pflanzte eine Eiche, einen Holzapfelbaum, eine Esche, eine Linde ... und noch manch anderen Baum.

Die Königin wunderte sich darüber, denn sie wusste, wie lange diese Bäume brauchen, um zu wachsen. So stieg sie vom Pferd, grüßte freundlich und fragte den Alten: „Höre, was mühest du dich so ab? Du wirst nie im Schatten dieser Bäume sitzen können. Nie wirst du die Eicheln sammeln oder aus den Holzäpfeln Schnaps brennen. Nie wirst du die Eschenblätter an deine Ziegen verfüttern oder unter der Linde Hochzeit halten. Warum machst du dir die ganze Arbeit?“

Der Alte richtete sich langsam auf, schaute der Königin ins Gesicht und antwortete bedächtig: „Meine Königin, es ist so, wie es sein muss. Diejenigen, die vor mir kamen, haben die Bäume für mich gepflanzt und den Wald gehegt. Ich aber, ich pflanze sie für diejenigen, die nach mir kommen werden.“

Diese Antwort gefiel der Herrscherin. Weil sie eine Königin war, griff sie in ihre Tasche und schenkte dem alten Mann als Lohn für seine Weisheit ein ganzes Goldstück.

Dieser nahm es, verneigte sich und

meinte: „Sieh, wie es mir ergeht! Die meisten Bäume tragen erst nach vielen Jahren Früchte. Diese hier habe ich eben erst gepflanzt und schon jetzt haben sie mir Ernte eingebracht.“

Da musste die Königin lachen und staunte noch einmal über die Klugheit des Alten. Weil sie oft wenig zu lachen hatte, schenkte sie dem Greis ein zweites Goldstück. Dieser verneigte sich daraufhin noch tiefer mit den Worten: „Meine Königin, wieder kannst du sehen, wie mein Leben verläuft. Die meisten Bäume tragen ja nur einmal im Jahr Früchte, diese hier haben mir heute schon zwei Mal zur Ernte verholfen.“

Die Herrscherin fragte ihn nun: „Wie alt bist du, guter Mann?“ Da antwortete er ohne zu zögern: „Zwölf Jahre alt.“ Die Königin runzelte die Stirn: „Wie kann das sein, du siehst aus wie ein Greis!“

Mit der Bedächtigkeit eines Menschen, der ein ganzes Leben hinter sich und nicht mehr so viele Jahre vor sich hat, erwiderte er lächelnd: „Ach, weißt du, es ist so: Unter deinem Vorgänger gab es Unrecht, Not und Krieg. Das war kein richtiges Leben. Erst seit du Königin geworden bist, herrschen hier Frieden, Wohlstand und Gerechtigkeit. Erst da hat mein Leben wirklich begonnen. Das aber ist gerade einmal zwölf Jahre her.“

Berührt von diesen Worten konnte die Königin nicht umhin, dem Alten ein drittes Goldstück zu schenken. Sie nickte dabei nachdenklich. Dann wandte sie sich zu ihrem Pferd, stieg auf und meinte zum Abschied: „Ich danke dir für deine Worte. Wenn ich länger hier bliebe, würde ich wohl noch mehr Weises hören und dir würde am Ende all mein Gold gehören.“

Frau Wolle aus: König Lichterloh, illustriert von Almuth Mota, Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien



Der größte Schatz

Am Rande der Wüste lebten einst in einer Beduinensiedlung zwei Freunde mit Namen Nabek und Dagar. Sie kannten einander ihr Leben lang, waren zusammen aufgewachsen und ihre Zelte standen immer nebeneinander.

Nabek besaß ein wunderschönes Pferd. Es war dunkel wie die Nacht und leichtfüßig wie der Wüstenwind, dabei stark, mutig und wild. Oft ritt Nabek auf seinem Pferd durch die Wüste, auch nachts. Unter dem weiten, sternensäten Himmel ließ er dann manchmal das Tier laufen, so schnell es wollte. Die Freiheit und Freude, die er dabei empfand, waren sein kostbarstes Glück. Er behandelte das Pferd wie einen Schatz, mit Liebe und Sorgfalt.

Dagar sah Nabek oft reiten. Er wurde irgendwann von der Sehnsucht ergriffen, auch ein Pferd zu haben. Doch er wollte nicht irgendein Pferd, sondern eines wie dieses. Ja, und im Grunde wollte er nicht ein Pferd, das dem seines Nachbarn nur ähnelte, sondern er wollte Nabeks Pferd besitzen.

Aus der Sehnsucht wurde ein Wunsch, aus dem Wunsch wurde mit der Zeit Verlangen, und schließlich war Dagar von den Gedanken an das schöne Tier wie besessen. Tag und Nacht träumte er davon, kein Essen schmeckte ihm mehr, kein Schlaf erquickte ihn, nichts erfreute ihn, er musste dieses Pferd haben.

So sammelte er seine Münzen zusammen, ging mit einem ledernen Beutel zu seinem Freund und Nachbarn und bot ihm all sein Geld.

Nabek lachte verwundert: „Was bringt dich auf den Gedanken, mein Pferd sei zu verkaufen? Du weißt doch, wie kostbar es für mich ist und, dass ich es über alles liebe.“

Doch Dagar meinte: „Ich kann noch mehr Geld bringen, so viel wie du nur möchtest, doch ich bitte dich, schick mich nicht fort, verkaufe es mir.“ So ging es eine Weile hin und her, bis er einsehen musste, dass Nabek das Tier für kein Geld der Welt hergeben würde.

Dagar ließ der Gedanke an das Pferd aber nicht mehr los. Eines Nachts, als es sehr dunkel war und auch der Mond die Wüste nicht mehr erhellte, ersann er schließlich einen Plan.

Er stand in der nächsten Nacht auf, bedeckte sein Gesicht mit Lehm, wickelte sich in Lumpen und zog einen Mantel mit Kapuze an. So verhüllt legte sich Dagar dort in der Wüste auf den Boden, wo Nabek oft im Morgengrauen vorüberritt. Er lag

da, hörte, wie der frühe Tag begann, und endlich vernahm er auch Hufschläge auf der Erde, die rasch näher kamen.

Nabek sah schon von Weitem ein Bündel im Sand liegen, erkannte, als er näher kam, dass es ein Mensch war, und hörte schließlich ein Stöhnen. So dachte er, dass sich jemand in der Wüste verirrt habe, am Verdursten und in Not sei. „Ich muss ihn gleich in die Siedlung bringen, er wird Wasser und Hilfe brauchen.“

Nabek stieg ab und hob den Mann auf sein Pferd, um ihn ins Dorf zu bringen. Doch kaum saß der Fremde im Sattel, richtete er sich auf, trieb das Tier an und ritt ein Stück davon. Er riss sich dabei die Kapuze vom Kopf und rief triumphierend: „Ich bin es, Dagar, und dein Pferd ist jetzt mein!“ Nabek rührte sich nicht. Er stand da, wie zu Stein erstarrt. Dagar wartete auf einen zornigen Ruf und darauf, dass der Betrogene versuchen würde, seinen Besitz wiederzubekommen.

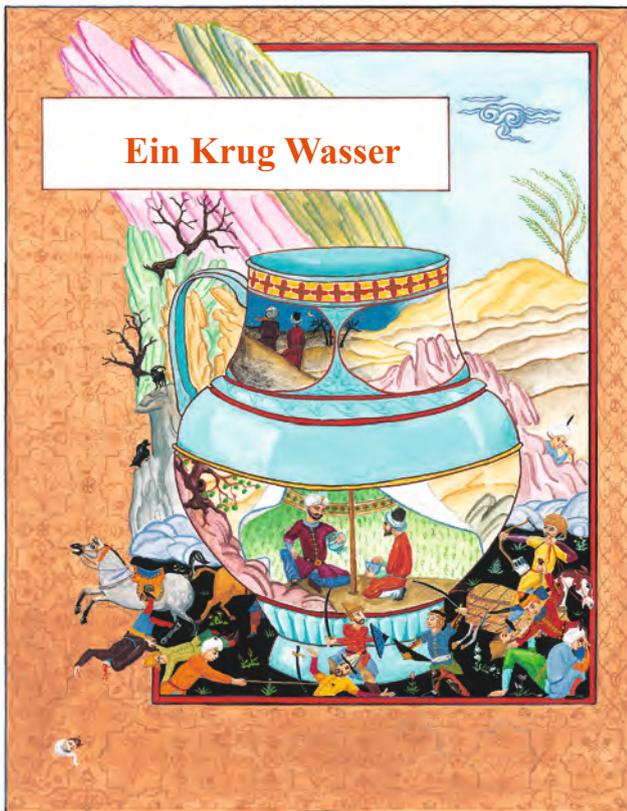
Doch nach einer Weile sagte Nabek nur: „Es ist wahr, das Pferd gehört jetzt dir. Ich muss darum trauern und auch um unsere Freundschaft. Doch ich habe noch eine Bitte an dich.“

Misstrauisch und darauf bedacht, seinem Nachbarn nicht zu nahe zu kommen, fragte Dagar: „Was willst du denn?“

„Bitte erzähle niemandem jemals, wie du zu diesem Tier gekommen bist. Wenn diese Geschichte die Runde macht, könnte sie viel Schaden verursachen. Denn höre, das nächste Mal, wenn einer jemanden in Not sieht, denkt er vielleicht zwei Mal nach und zögert, ehe er ihm hilft. Das Vertrauen zwischen uns ist der größte Schatz, den wir in der Wüste besitzen können. Wenn die Menschen beginnen, ihr Mitgefühl anzuzweifeln, wird großer Schaden entstehen und vielleicht sogar jemand sein Leben verlieren. Deshalb bitte ich dich, niemals zu erzählen, was du heute getan hast.“

Auf diese Worte wurde Dagar ganz still. Für eine Weile schien es, als würde selbst der Wüstenwind schweigen. Nach einiger Zeit senkte er den Kopf, stieg vom Pferd, nahm es bei den Zügeln und brachte es zu Nabek zurück: „Verzeih mir.“

An diesem Abend teilten die beiden ihr Essen miteinander und tranken dabei auf die Freundschaft und das Mitgefühl.



Der berühmte Harun al Rashid war im 9. Jahrhundert Kalif von Bagdad. Er ist vor allem denen landauf und landab bekannt, die Geschichten erzählen, denn es gibt viel zu berichten über seine Erlebnisse, seine Gedanken, seine Fragen, seine Suche nach Weisheit und Wahrheit.

Harun al Rashid hatte einen Narren und Diener, ja einen Freund, der in manchen Geschichten ebenfalls auftaucht. Sein Name ist Bahloul. Als Narr und Freund konnte er dem Kalifen zuweilen jene Dinge sagen, die ein anderer nicht auszusprechen gewagt hätte.

Eine Geschichte erzählt, wie Bahloul zum Narren Haruns wurde: Eines Tages kam er an den Hof und sah den Thron des Herrschers dort stehen. Blitzschnell setzte er sich darauf und fast ebenso rasch wurde er von den Dienern des Kalifen wieder heruntergezerrt. Sie peitschten ihn im Hof des Palastes aus. Danach saß der Geschlagene weinend und klagend auf der Erde und schien sich gar nicht mehr beruhigen zu können. Schließlich hörte Harun al Rashid selbst den Lärm. Er erfuhr die ganze Geschichte und ging zu dem seltsamen Mann. „Schmerzen die Schläge denn immer noch?“, fragte er ihn.

Dieser antwortete: „Ich weine ja schon lange nicht mehr über die Schmerzen, die ich habe. Ich weine deinetwegen.“

Verwundert wollte Harun wissen: „Meinetwegen?“

„Ja“, erklärte Bahloul. „Höre: Ich bin nur wenige

Augenblicke auf diesem Thron gesessen und du siehst, wie es mir ergeht. Wie viel schlimmer wird eines Tages dein Schicksal sein, da du so viele Jahre darauf verbringst!“

Harun musste nach diesen Worten lachen und nachdenken zugleich.

Es ist die Kunst der wahren Narren, einem Mächtigen zu Lachen und zu Erkenntnis zu verhelfen. Der Kalif beschloss, diesen eigenartigen Menschen bei sich zu behalten. Auf diese Weise wurde Bahloul sein Narr und Diener.

In jungen Jahren, als er noch nicht lange herrschte und lange bevor Harun al Rashid der berühmte Kalif wurde, der er heute ist, war er darauf aus, seinen Einfluss zu erweitern. Deshalb führte er zahlreiche kleine Kriege, focht mancherlei Kampf aus und schlug Schlachten, um sein Reich hier und dort ein wenig zu vergrößern.

Es wird erzählt, dass er einmal mit seinem Gefolge am Rande einer Wüste lagerte. Nach einem langen Tag voller Kampf und Blutvergießen kehrte er staubig und durstig zu seinem Zelt zurück. Dort erwartete ihn Bahloul mit einem kleinen Krug kühlen Wassers. Der Herrscher trank ihn in einem Zug aus.

Sein Diener reichte ihm einen zweiten Krug mit den Worten: „Darf ich dich etwas fragen?“ „Gewiss“, antwortete der Kalif.

Bahloul sprach: „Wenn wir beide uns in der Wüste verirrt, einen ganzen Tag lang keinen Schluck getrunken hätten und ich wüsste einen Weg, einen solchen Krug Wassers, wie du ihn eben genossen hast, für dich zu beschaffen und dich dadurch vor dem qualvollen Verdursten zu bewahren – was würdest du mir zum Dank dafür geben?“

Da musste Harun nicht lange nachdenken: „Wenn du mir auf diese Weise das Leben gerettet hättest, würde ich dir dafür mein halbes Reich schenken.“

Die beiden gingen ins Zelt, setzten sich auf Kissen, aßen, tranken Tee und unterhielten sich. Dann bereitete Bahloul noch mehr Minztee und sie unterhielten sich noch eine Weile. Das ging so, bis sie irgendwann ein Bedürfnis überkam, das sie hinaus in die Wüste gehen ließ. Hinter einer Düne standen die beiden im Licht des Mondes und der Sterne nebeneinander, wie es Männer zuweilen tun, und wurden los, was sie nicht mehr brauchten.

„Harun, darf ich dich etwas fragen?“, begann Bahloul.

„Frag nur!“, antwortete Harun.

„Stell dir vor, du hättest eine Krankheit, die es dir unmöglich macht, Wasser zu lassen, so wie wir es hier tun. Du wärst davon bedroht, einen elenden, schmerzhaften Tod zu sterben. Ich aber, ich würde ein Kraut kennen, das dich heilen kann. Was würdest du mir für eine solche Rettung geben?“

„Wenn du mir einen so schmachvollen Tod erspart hättest, würde ich dir mein halbes Reich dafür geben!“

Der Diener nickte nachdenklich. Dann kehrten die beiden schweigend ins Zelt des Herrschers zurück.

Da sprach Bahloul: „Harun, für einen Krug Wasser und für die Möglichkeit, ebendieses Wasser auch wieder loszuwerden, würdest du dein

ganzes Reich hergeben. Dafür, dass ebendieses Reich ein wenig größer wird, bist du bereit, morgen abermals das Blut so vieler tapferer Männer zu vergießen? Das Leben so vieler Männer zu beenden, die noch Jahre vor sich und viel Liebe zu verschenken hätten?“

Es wird erzählt, dass Harun al Rashid die ganze Nacht über die Worte seines weisen Narren grübelte. Es wird berichtet, er sei am nächsten Morgen nicht in die Schlacht gezogen, sondern habe den Frieden verhandelt. Und es heißt, dass er erst nach dieser Nacht zu dem weisen Kalifen geworden ist, über den wir noch heute Geschichten erzählen.

Frau Wolle aus: König Lichterloh, illustriert von Almuth Mota, Tyrolia-Verlag-Innsbruck-Wien

Die alte Frau und der Tod

Es war einmal eine alte Frau, die lebte ein wenig abseits vom Dorf ein behagliches Leben. Sie aß gut, trank gut und ging einmal in der Woche hinunter ins Dorf, um sich zu unterhalten und den neuesten Klatsch und Tratsch zu erfahren.

Eines Morgens pochte es dröhnend an ihre Tür. Sie öffnete und schaute erstaunt.

„Was willst du denn hier?“, fragte sie. „Ich habe dich nicht gerufen.“

„Das macht nichts“, antwortete der Tod. „Komm mit.“

„Hmm“, sagte die Alte. Sie lächelte so vertrauenerweckend, als könnte sie kein Wässerchen krümmen und kein Härchen trüben.

„Wenn es sein soll, dann will ich schon mitkommen, aber du wirst verstehen, da du einfach so unangemeldet daherkommst, dass ich noch einige Kleinigkeiten zu erledigen habe, bevor ich mit dir in dein Reich gehe. Ich habe wirklich lange gelebt. Da ist freilich das eine oder andere noch nicht fertig und es wäre nicht recht, mich aus dem Staub zu machen, bevor ich das erledigt habe. Wenn du morgen kommst, will ich alles bereit haben.“

Bei dieser langen Rede war es dem Tod schon quälend ungeduldig zumute geworden.

„Also gut“, sagte er, „bring die paar Dinge zu Ende. Einen Tag will ich dir schenken.“ Damit wollte er weiter, aber die Alte hielt ihn zurück.

„Hör mal, in meinem hohen Alter bin ich schon ein wenig vergesslich geworden. Kannst du mir bitte aufschreiben, wann du kommst, bloß damit ich es nicht vergesse und auch beizeiten bereitstehe?“

Seufzend griff der Tod mit seiner hageren Hand nach einem Stück Kreide und schrieb mit sauberen, abgezirkelten Buchstaben an die Tür der Hütte: morgen.

Dann ging er seiner Wege.

Die Alte tat, wie sie jeden Tag zu tun pflegte.

Es wurde dunkel, es wurde hell.

Es klopfte an die Tür: „Bamm, bamm, bamm.“ Drei harte Schläge.

„Was willst du denn hier?“, keifte die Alte, als sie dem Tod gegenüberstand.

„Werd nicht frech!“, knurrte dieser und richtete sich zu übermenschlicher Größe auf. „Wir haben, wie du wissen solltest, vereinbart, dass du heute ohne Widerspruch mit mir mitgehst.“

„Heute? Mein Lieber, du scheinst vergesslicher zu sein als ich. Aber zum Glück haben wir es ja schriftlich“, und sie zeigte auf ihre Tür.

Der Knochenmann schaute, las und machte sich verlegen davon.

Es wurde dunkel, es wurde hell.

Als das Pochen an der Tür ertönte, ließ sich die Alte mit dem Öffnen Zeit.

„Nun“, sprach sie dann, geduldig wie mit einem Kranken, „was willst du denn heute schon wieder? Ich habe dir doch gestern schon gesagt, dass du morgen kommen sollst.“

Dagegen wusste der Tod nichts zu erwidern. Er gab es auf und ging seiner Wege.

So geschah es von nun an jeden Tag und wenn keiner der beiden genug davon bekommen hat, geschieht es so noch heute.

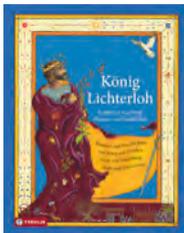
Margarete Wenzel aus: Es war 1001 Mal, Tyrolia-Verlag-Innsbruck-Wien



Die vorliegende Geschichtensammlung ist im Rahmen unseres Projekts „Gutes Leben“ entstanden. Mit diesem Projekt liefern wir teilnehmenden Familien jedes Jahr per App oder „Gutes-Leben-Mailversand“ kostenlos 6 Themenschwerpunkte nach Hause. Die darin enthaltenen Anregungen und Aktionsvorschläge dienen einzig und allein dazu, das Familienleben zu bereichern, und da gehören gute Geschichten eindeutig dazu!

Quellennachweis:

„Der Rabe und die Maus“, „Die Hamsterhöhle“ aus: Erwin Moser – Wunderbare Gute-Nacht-Geschichten ©2016 Verlag Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel; „Das Bett im Baum“ aus: Erwin Moser – Von sagenhaften Katzen und tollkühnen Bären ©2014 Verlag Beltz & Gelberg; „Die Riesenschnecke“ aus: Erwin Moser – Fantastische Gute-Nacht-Geschichten ©2011 Verlag Beltz & Gelberg. Seit 2014 gibt es in Gols das Erwin Moser Museum: www.erwinmoser.at; „Serafina, das Wunderkind oder Kabuddel-Kabimm“ von Hubert Flattinger, aus: Tiroler Vorlesebuch, HAYMON Verlag. Vom Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien zur Verfügung gestellt:
aus König Lichterloh: „Die beiden Nachbarinnen“, „Der junge Alte“, „Der größte Schatz“, „Ein Krug Wasser“ erzählt von Frau Wolle, illustriert von Almuth Mota; aus: Das Geschenk der zwölf Monate: „Warum Gott die Zwetschgen ...“, „Von der alten Frau ...“, „Da lachte die Fee“: von Ursula, Heidemarie und Helmut Wittmann, Illustration Agnes Ofner; aus Tiroler Sagen: „Die heilige Notburga“, „Die Geisterkirche im Achensee“, „Die Opferkerze von Lavant“ und aus Wiener Sagen: „Die Speckseite im Roten Turm“ erzählt von Brigitte Weninger mit Bildern von Jakob Kirchmayr; aus: Neue Geschichten von Jana: „Kaugummikopf“, „Das Gewinner-Ei“ von Sarah Michaela Orlovsky; aus: Es war 1001 Mal: „Unsere Sonne“, „Der Geist der Erde“, „Die alte Frau und der Tod“ von Margarete Wenzel/Anita Ortner. Die Seitenangaben unterhalb des jeweiligen Buchcovers beziehen sich auf unsere Broschüre. Sie zeigen an, welche Geschichte aus welchem Buch entnommen wurde.



S. 15/21 – 24



S. 16/17/19



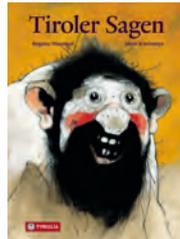
S. 5



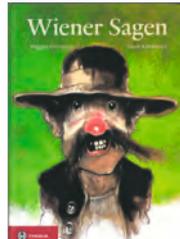
S. 2



S. 3/4



S. 12/14



S. 13



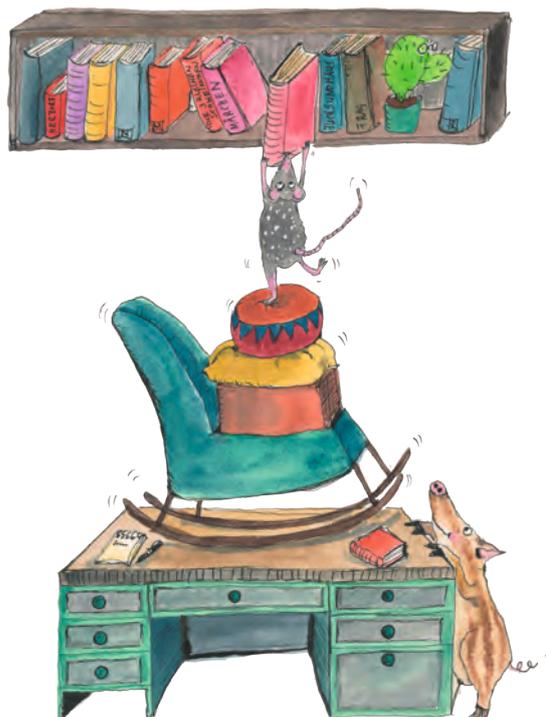
S. 8 – 11



S. 7



S. 18/20/24



Wir danken unseren Projektpartnern in Tirol:



SWAROVSKI

Tiroler Tageszeitung



Projektpartner **Wien**: www.meinefamilie.at, Kath. Aktion Wien, Umweltbüro der Erzdiözese Wien, Land Niederösterreich – Referat Generationen, Kath. Arbeitnehmer/innenbewegung
Projektpartner **Steiermark**: Diözese Graz-Seckau: Familienreferat, Katholisches Bildungswerk, Welthaus, AK Nachhaltigkeit, Referat für Elementarpädagogik
Projektpartner **Niederösterreich**: EVN, Fachstelle Beziehung-Ehe-Familie, Kath. Bildungswerk der Diözese St. Pölten, Land Niederösterreich – Referat Generationen, Pfarrgemeinderat
Projektpartner **Oberösterreich**: Familienreferat Land Oberösterreich

Gutes Leben – gute Geschichten

10. bis 17. Februar 2019

GUTE GESCHICHTEN

GUTES LEBEN

Geschichten sind ein kostbarer Schatz! Teilen Sie ihn!



Hier ein paar Daten zum Aktionszeitraum 2019:

Unsere begleitende Umfrage wurde von über 150 Personen beantwortet:

Von der Lesegewohnheit unserer TeilnehmerInnen standen Sachbücher und Bücher mit Humor voll im Trend und so wurden die Aufgaben angegangen:

90 % haben in dieser Woche mindestens drei Geschichten gelesen, 80 % haben mindestens drei Geschichten vorgelesen und über 50 % haben Geschichten verschenkt!

Lustig, schön und aufregend!

Welchen Namen bekommt Janas frisch geschlüpfte Schildkröte? Wieso wurde die Maus an Stelle des Löwen zur Königin der Tiere? Warum ist Salz so kostbar oder kann die Gerechtigkeit sterben?

Durchstöbern Sie unsere Geschichtensammlung und überlegen Sie, wem Sie welche Geschichte vorlesen oder weitergeben könnten.

Inhaltsverzeichnis:

Weisheitsgeschichten

Das Hemd des Glücklichen	2
Wenn große Weisheit auf kleine Klugheit hört	2
Die vollkommene Frau	3
Das besprochene Wasser	4
Hühnersuppe und Rosenduft	5

Sagen

Frau Hitt	6
Beim Bart des Kaisers	7
Die Wetterhexen	8
Der Zahnweh-Herrgott	8

Märchen

Die verstorbene Gerechtigkeit	9
Was ist das Schönste, Stärkste und Reichste auf der Welt?	10
Was ist das Kostbarste?	12
Die Bremer Stadtmusikanten	13
Die eigene Farbe finden	14

Geschichten von Jana

Flohmarkt	15
Ich bin nicht ich	17
Die Schildkröte	18
Zu viele Wörter für eine Sprache	20

Kunterbunt für Kinder

Die Kuh ohne Muh	21
Wer ist König?	22
Das kleine Orchester	23

Heiligengeschichte

Der Drache und der Ritter – heiliger Georg	24
--	----

Kriminalfälle lösen

Auf Seite 25 finden Sie Links, die Sie zu Kriminalfällen führen, die in der Familie oder mit Freuden gelöst werden können.

Das Hemd des Glücklichen

Ein König war einst so krank, dass der Tod ihn schon bei einer Hand nahm. Viele heilkundige Frauen und Männer hatten schon alles versucht. Die letzte der Weisen verkündete schließlich: „Der König kann nur genesen, wenn er sich des Nachts das Hemd eines wahrlich glücklichen Mannes unter sein Kissen legt.“

Nun wurden Boten ausgesandt, so ein Hemd zu suchen.

Doch wohin auch immer sie kamen, wen auch immer sie befragten, niemand konnte von sich sagen, wahrlich glücklich zu sein. Ja, manch einer schien anfangs reich oder gelehrt oder begabt oder geachtet über alle Maßen, doch wenn die Boten noch einmal und noch einmal nachfragten, kam jedes Mal heraus, dass auch dieses Glück eine Trübung hatte, dass Sorgen diesen quälten oder ein verstecktes Leiden jenen.

Endlich hatten sie schon aufgegeben, da kamen sie eines Abends in eine öde Gegend, wo nur ein Ziegenhirte mit seiner Herde lagerte.

„Der wird's wohl nicht sein“, dachten die Boten, doch sie fragten auch ihn: „Bist du glücklich?“

„Was soll ich sonst sein?“, war die Antwort

des Mannes, „Jawohl, ich bin so rundum glücklich, wie einer nur sein kann. Jeden Tag hüte ich meine Ziegen, weiß, wohin ich gehöre und was ich zu tun habe. Jeden Abend bin ich satt und kann mich zufrieden schlafen legen. Die Vögel singen, das Gras ist reichlich, mein Bett warm und meine Ziegen sind friedlich.“

Da wurden die Suchenden ganz aufgeregt. Sie verlangten auf der Stelle, dass der Hirte ihnen sein Hemd gäbe. Doch dieser schüttelte bedauernd den Kopf: „Ein Hemd besitze ich nicht.“

Mit dieser dürftigen Nachricht, dass der einzig ganz glückliche Mensch, den sie gefunden hatten, gar kein Hemd besäße, kehrten die Boten zurück zum König.

Dieser schloss sich drei Tage lang ein und dachte nach. Es wird erzählt, dass er aus seiner Kammer kam, seinen ganzen Reichtum verschenkte und von diesem Tag an glücklich und gesund lebte.

erzählt von Frau Wolle



Wenn große Weisheit auf kleine Klugheit hört

Der große König Salomo war landauf, landab bekannt für seine Weisheit.

Eines Tages hörte die Königin von Saba von diesem Ruhm.

Da lud sie ihn an ihren Hof zu einem großen und reichen Festmahl. Köstlichkeiten über Köstlichkeiten schmückten die Tafel der Gastgeberin. Die besten Musiker des Landes spielten die wunderbarsten Weisen.

König Salomo aß, trank, genoss die Gesellschaft der klugen Königin und lauschte den Liedern.

Als das Mahl vorüber war, führte die Königin von Saba ihren Gast und die ganze Gesellschaft in einen großen Saal. Darin befanden sich Tausende und Abertausende von Blumen.

Blumen aus Gold und Silber, aus Granaten und Rubinen, Lapislazuli und Saphir, Jade und Jaspis, Smaragd und Sonnenstein, Malachit und Mondstein, aus Diamanten und Kristallen, funkelnde, strahlende, verzaubernde Blumen – eine schöner als die andere.

Die Gastgeberin aber sprach:

„König Salomo, unter all diesen Blumen befindet sich eine einzige wirkliche Blume. Mit deiner Weisheit wird es dir sicher ein Leichtes sein, diese Blume gleich zu entdecken.“

Tausende und Abertausende von Blumen – wie sollte Salomo jemals die einzige wirkliche finden? Sollte er jede berühren, an jeder riechen? Was sollte er tun? Er hatte einen Ruf zu verlieren. Alle warteten und schauten ihn an. Dem König wurde heiß. Da bat er, man möge ein Fenster öffnen. Herein kam eine kühle Brise. Mit der kühlen Brise kam aber auch eine einzelne kleine Biene in den Saal. Salomo sah ihr zu. Diese Biene flog und flog und flog nun, bis sie schließlich auf einer einzelnen Blume landete. Salomo sah, auf welcher.

Und – bei aller Weisheit König Salomos – dieses Rätsel hat er nur gelöst, weil er auf den Rat einer kleinen Biene hörte.

*frei erzählt von Frau Wolle nach Volksüberlieferungen, www.frauwolle.at
mit Illustrationen von Almuth Mota, www.byhand.at*

Nasreddin war ein Narr oder ein Weiser, das liegt ja mitunter nahe beieinander. In dieser Welt werden einige Narren für Weise gehalten, öfter noch die Weisen für Narren. Eine lange Zeit tat Nasreddin etwas, das sowohl die Weisen als auch die Narren schon getan haben – er blieb unverheiratet.

Eines Tages saß er mit einem Freund im Kaffeehaus.

Sie hatten gerade zwei Spiele gespielt, zwei Pfeifen geraucht und zwei kleine Tassen Kaffee getrunken, da fragte der Freund: „Nasreddin, warum bist du eigentlich noch nicht verheiratet? Hat das einen besonderen Grund?“

Dieser antwortete: „Das ist ganz einfach zu erklären. Es liegt daran, dass ich der vollkommene Frau noch nicht begegnet bin.“

Da lachte der andere: „Eine vollkommene Frau gibt es auf der ganzen Welt nicht.“

„Doch“, beharrte Nasreddin, „ich habe sie nur noch nicht gefunden, ja bisher noch nicht einmal ernsthaft gesucht, aber irgendwo lebt sie ganz gewiss, dessen bin ich sicher.“

„Ich wette mit dir, worum du willst“, meinte sein Freund, „eine vollkommene Frau kannst du nicht finden, weil es so eine gar nicht gibt.“

Einer Wette konnte Nasreddin nie widerstehen. Nun gab ein Wort das andere und am Ende schlossen sie folgenden Pakt: Nasreddin würde ein ganzes Jahr lang ernsthaft nach seiner vollkommenen Frau suchen.

Am selben Tag im nächsten Jahr würden die beiden sich wieder hier in diesem Kaffeehaus treffen. Wenn Nasreddin diese „Vollkommene“ gefunden habe, wäre sein Gewinn eintausend Dinar. Wenn er sie aber nicht fände, würde er ebendiese Summe verlieren.

Schnell kann von solcherlei Dingen erzählt werden, langsamer vergeht das Leben für einen, der Tag für Tag sucht und sich sehnt.

Nach genau einem Jahr begegneten sich die beiden Männer wirklich wieder am selben Ort.

Nasreddin wirkte sehr bedrückt und unglücklich. „Ich wusste es ja“, meinte sein Freund siegesgewiss und ein wenig mitleidig, „die vollkommene Frau gibt es nicht und du schuldest mir eintausend Dinar.“

„Ach“, war die Antwort des Suchenden, „da hast du unrecht, denn ich habe die „Vollkommene“ gefunden. Sie ist so schön wie die Wüste nach der Regenzeit. Sie zu sehen ist ein Festmahl für

die Augen. Sie zu betrachten ist wohltuend wie der Anblick einer frisch erblühten Rose am frühen Morgen.“

„Naja, wenn sie so schön ist, dann wird sie wohl nicht besonders klug sein, vermute ich“, wandte der Freund ein.

„Unsinn!“, widersprach Nasreddin, „ihre Gedanken sind so erhellend wie eine Kerze in der Nacht. Sie besitzt einen Verstand so scharf wie das Schwert des Richters.“ „Also dann wird sie wohl auch scharfzünftig und bissig sein.“

„Das ist nicht wahr. Sie hat ein gütiges Herz, ist freundlich zu den Alten, geduldig mit den Kindern, großzügig gegenüber den Notleidenden!“

„Dann stimmt etwas anderes nicht an ihr. Sie hat wohl eine schreckliche Stimme oder ist ungeschickt.“

„Ihre Stimme könnte eine Nachtigall vor Stauen zum Verstummen bringen. Dazu spielt sie gewandt und innig die Laute. Die Anmut all ihrer Bewegungen lässt selbst schwere Arbeit wie einen Tanz erscheinen.“

„Wenn das so ist, war diese Frau gewiss zu alt für dich oder zu jung oder sie ist bereits verheiratet“, vermutete der Freund nun.

„Auch das nicht! Sie ist genau im rechten Alter und hat noch keinen Mann.“

„Also wenn es so ist, dann schulde ich dir tatsächlich tausend Dinar. Doch ich verstehe nicht, warum du derart unglücklich dreinschaust, warum du so niedergeschlagen dasitzt, wenn du doch deine vollkommene Frau gefunden hast!“

„Ach weißt du“, seufzte Nasreddin da tief, „als ich sie endlich fand, da stellte sich heraus, dass sie ebenso wie ich auf der Suche war.“

Aber sie suchte den vollkommenen Mann.“

frei erzählt von Frau Wolle nach Volksüberlieferungen, www.frauwolle.at
mit Illustrationen von Almuth Mota, www.byhand.at





Das besprochene Wasser

Einst lebten eine Frau und ein Mann, die waren noch nicht sehr lange verheiratet, aber auch nicht ganz kurz, sondern irgendwo dazwischen.

Obwohl sie schon etliche Jahre zusammen waren, ging es zwischen ihnen zuweilen immer noch recht leidenschaftlich zu. Doch leider nicht nur nachts bei der Liebe, sondern auch tagsüber beim Streit. Beide waren sie dann stur und zornig gleichermaßen. Dabei taten sie einander mit harten Worten so manches Leid an.

Die Frau ging eines Tages an den Rand des Dorfes, dorthin, wo das Kräuterweib lebte.

Diese Frau besuchte keiner einfach so, zu der ging nur, wer in Not war und Hilfe brauchte.

Die Ehefrau klagte ihr Leid: „Mein Mann und ich, wir lieben uns von Herzen. Aber manchmal streiten wir uns derart, dass er mich fast in den Wahnsinn treibt mit seiner Sturheit. Ich fürchte, dass eines Tages die Tür zwischen uns für immer zufällt. Wir sagen uns im Streit Dinge, die wir nicht so meinen, die wir aber nicht wieder zurücknehmen können.“

Die Kräuterfrau nickte. Sie wusste ja: Ein einmal ausgesprochenes Wort ist wie ein Pfeil, der niemals zurückgerufen werden kann.

Als die Besucherin ausgeredet hatte, schaute die Alte aus dem Fenster und dachte nach. Dann holte sie ein dickes altes Buch, fand darin eine ganz bestimmte Seite, las, schüttelte den Kopf und seufzte. Sie stellte ein paar Fragen – wie oft und wie lange die beiden stritten und wie sie sich versöhnten. Daraufhin holte sie ein anderes Buch. Dieses schlug sie auf gut Glück irgendwo auf und las, was da geschrieben stand. Endlich nickte sie zufrieden. Entschlossen ging sie in ihre Kammer und kam bald darauf wieder mit einer gläsernen Flasche, verschlossen mit einem Korken.

„Das“, so meinte sie nun gewichtig, „ist besprochenes Wasser. Ich habe nicht mehr viel davon, doch für deine Zwecke wird's schon reichen. Es hat damit eine besondere Bewandnis. Es ist sehr wirksam, doch nur, wenn es richtig verwendet wird. Also hör mir gut zu: Wenn der nächste Streit beginnt, musst du gleich anfangs einen Schluck von diesem Wasser in den Mund nehmen. Dann kommt das Schwierigste – du darfst es nämlich nicht hinunterschlucken und nicht ausspucken, sondern musst es im Mund behalten, so lange du nur kannst. Erst wenn es nicht mehr geht, spuckst du es hinterm Haus, nicht vor dem Haus, unter einem Obstbaum aus, ein Nussbaum tut es auch.“ Dankbar legte die Ehefrau viel Geld auf den Tisch. Weil die Alte eine ehrliche Haut war, gab sie

die Hälfte davon zurück. Weil sie aber auch von etwas leben musste, steckte sie die andere Hälfte ein.

Die Frau stellte die Flasche mit besprochenem Wasser zu Hause auf ein Brett an der Wand. Dann wartete sie auf den nächsten Streit.

Doch es war wie verwunschen, gerade weil sie darauf wartete, verging ein Tag nach dem anderen in völligem Frieden.

Erst eine Woche später begann der nächste Zank. Ihr Mann sagte etwas Verkehrtes und sie antwortete darauf ganz wütend, dann schoss er zurück und sie ... sie sah die Flasche an der Wand. Was sie gerade sagen wollte, brannte ihr zwar auf der Zunge, doch sie ging wild entschlossen zu dem Brett an der Wand, nahm einen Schluck besprochenes Wasser in den Mund und wartete.

Ihr Mann hatte die Antwort auf das, was sie hätte sagen wollen, schon im Kopf. Nach so vielen Jahren weiß der eine ja meistens, was der andere in einem Streit als nächstes sagen wird. Nur dass sie es nicht sagte. Das verwirrte ihn. Er schaute zu ihr hin. Sie erwiderte seinen Blick mit fest geschlossenen Lippen, denn mit dem Wasser im Mund konnte sie nicht sprechen.

Was nun kam, ist ungewöhnlich in einem Streit – es war ganz still. Still genug um nachzudenken. Weil keine Erwidierung gekommen war, hallten die letzten zornigen Worte des Mannes nach. Mit einem Mal erschien ihm, er habe es recht hart und schneidend ausgedrückt. Also sagte er es nochmals, doch ein wenig sanfter.

Die Frau machte Augen und dachte bei sich: Das Wasser wirkt! So behielt sie es im Mund.

Als er ihre Augen sah, fasste der Mann das, was er meinte, ein drittes Mal in Worte. Nun klang es schon gar nicht mehr böse.

So ging es immer weiter, ihre Augen wurden größer, seine Worte sanfter, das Wasser wirkte! Am Ende kam es so weit, dass er gar über das nachdachte, was seine Frau gesagt hatte, bevor sie verstummt war. Schließlich gab er sogar zu, dass sie zwar nicht zur Gänze Recht hatte, meinte aber, sie habe auch nicht völlig Unrecht.

Als sie endlich das Wasser hinterm Haus unter den Kirschbaum spucken ging, folgte ihr Mann auf dem Fuß. Unter den blühenden Zweigen saßen die zwei bald wieder wie zwei Turteltauben beieinander. Einige Flaschen musste sie schon noch holen vom Rand des Dorfes, doch ihre Ehe hielt ein gemeinsames Leben lang.

frei erzählt von Frau Wolle nach Volksüberlieferungen, www.frauwolle.at
mit Illustrationen von Almuth Mota, www.byhand.at

Hühnersuppe und Rosenduft

Ein armer Bauer schaute einmal aus dem Fenster. Er sah einen Fremden heranreiten, der war gekleidet wie ein Jäger und saß auf einem stolzen Pferd.

Der Bauer trat vor seine Tür und wartete, bis der Mann näher kam. Noch aus dem Sattel grüßte der Reiter den Bauern. Dieser fragte nach Woher, Wohin, Wozu.

Der Reiter meinte: „Ich habe mich verirrt. Kannst du mir den Weg in die Hauptstadt zeigen?“

Der Bauer antwortete mit einem Blick auf den Stand der Sonne: „Den Weg könnte ich dir schon weisen, aber heute wirst du es nicht mehr schaffen, denn es ist weit. Du musst wohl hier bleiben. Sei mein Gast.“

Also stieg der Fremde vom Pferd. Der Bauer hatte ein kleines Haus, aber ein großes Herz.

So schlachtete er für den Gast sein letztes Huhn, um ihm ein anständiges Essen zuzubereiten. Alt und zäh war es, doch gut genug für eine wärmende, köstliche Suppe.

Sie aßen und unterhielten sich bis spät in die Nacht, sprachen, wie wir Menschen es so tun, über Großes und Kleines, redeten Sinn und Unsinn, eines nach dem anderen, nicht immer leicht zu unterscheiden.

Als es Zeit zum Schlafen war, gab der Bauer dem Gast sein eigenes Bett. Weil er aber nur das eine hatte, schlief er selbst im Stall bei den Tieren.

Am nächsten Morgen machte sich der Fremde zum Aufbruch bereit. Sein Gastgeber erklärte ihm den Weg: „Du musst in diese Richtung reiten, wohl eine halbe oder ganze Stunde lang, vielleicht auch zwei. Dann kommst du an einen Strom, den reitest du flussaufwärts, bis du an einer Stelle bist, wo am einen Ufer zwei Büsche stehen und am anderen drei. Dort kannst du das Wasser überqueren. Nur an dieser Stelle ist es seicht genug und die Strömung leicht genug. Wenn du glücklich am anderen Ufer bist, reitest du noch einmal ungefähr eine kleine Stunde lang nach Westen.“

Sodann kommst du zu drei hohen Bäumen. Du wählst den Weg zwischen dem mittleren und dem linken Baum – nein, warte –, zwischen dem mittleren und dem rechten. Reite nur nicht beim linken Baum weiter, sonst gerätst du in die Einöde und wirst elendiglich zu Grunde gehen.“

An dieser Stelle unterbrach der Fremde den Bauern: „Das merke ich mir nie. Kannst du nicht mit mir kommen und mir den Weg zeigen?“

„Nun, es ist ein weiter Weg, vor allem wenn man ihn allein zu Fuß zurückgehen muss“, meinte der Bauer.

„Aber du bist mein Gast. Ich sollte dafür sorgen, dass du gesund nach Hause kommst.“

So stieg er hinter dem Jäger aufs Pferd und erklärte ihm den rechten Weg – zum Fluss, glücklich auf die andere Seite, zwischen den Bäumen hindurch und weiter. Gegen Mittag sahen sie die Mauern und Tore der Hauptstadt vor sich.

Als sie näher kamen, wurde der einfache Bauer ganz aufgeregt. Er zupfte seinen Begleiter am Wams und sagte: „Ich war noch nie innerhalb der Stadtmauern und würde gar zu gern einmal den König sehen. Kannst du ihn mir zeigen?“

„Ja, ja, das wird sich wohl einrichten lassen. Er ist leicht zu erkennen. Denn er ist der, der nicht das tut, was alle andern tun.“

Schon ritten sie in die Stadt hinein. Dem Bauer blieb vor Staunen der Mund offen stehen. Er sah mehr Häuser als Bäume in einem Wald und mehr Menschen als Ameisen in einem Ameisenhäufel. Wie diese liefen auch die Menschen alle durcheinander und schienen genau zu wissen, wohin sie wollten und wozu. Es gab Edles und Gewöhnliches, Schönes und Hässliches, Armut und Reichtum, eines neben dem anderen.

Sie ritten durch Gassen und Straßen.

Schließlich gelangten sie auf einen Platz, der war so groß wie alle Felder des Bauern zusammen genommen nicht waren, und so voller Menschen – hätte man eine Stecknadel fallen lassen, sie hätte den Boden nie erreicht. Wie auf ein geheimes Zeichen warfen sich alle Menschen auf die Erde.

Der Bauer war verwirrt und eingeschüchtert, der Jäger aber lenkte sein Pferd gelassen durch die Menschenmenge.

„Zeigst du mir jetzt den König?“, bat der Bauer wieder. „Gemach, gemach, alles zu seiner Zeit. Er ist leicht zu erkennen, denn er ist der, der nicht das tut, was alle anderen tun.“

Der Bauer schaute sich um, aber alle taten das Gleiche. Schon waren sie auf der anderen Seite des Platzes.

Da stand ein Haus, groß wie ein Berg und schön wie die Wüste nach dem Regen. Unbehelligt ritten die beiden durch das Tor. Im Innenhof duftete es nach Rosen, nach Orangen- und Zitronenblüten. Es gab Springbrunnen dort, Granatapfelbäume und viele, viele Menschen.

Wie auf ein geheimes Zeichen senkten all diese Leute ihre Köpfe, bis sie mit der Stirn die Knie berührten.

Dem einfachen Bauern wurde es unheimlich. Er stieg nach dem Jäger vom Pferd und fragte ihn wieder nach dem König, nur um die gleiche Antwort zu erhalten – er sei der, der nicht das tut, was alle andern tun. Aber alle taten das Gleiche. Gemeinsam betraten die beiden das Haus. Sie gingen über Stufen, durch Gänge und Türen, bis sie in einen reich geschmückten, großen Saal kamen.

Der Boden war aus Marmor, kostbare Schnitzereien aus Elfenbein und edlen Hölzern zierten

die Wände, bunte Glasornamente an den Fenstern brachen das Licht tausendfach.

Hier standen die Edlen und Reichen des Landes versammelt. Wie auf ein geheimes Zeichen senkten alle ihre Köpfe. Der Bauer folgte dem Jäger durch den Saal bis ans andere Ende.

Dort setzten sie sich an einen niederen Tisch. Sie beide saßen, die andern aber standen.

Da sagte der Bauer: „Jetzt habe ich nur noch eine Frage – bin ich es oder bist du es?“

Da lachte der König, so wie ihr jetzt lacht, und meinte: „In deinem Haus bist du ein König und hier bin ich es. Sei heute du mein Gast.“

aus dem gleichnamigen Buch von Frau Wolle, illustriert von Anna Vidyaykina
Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Die Sage von der Frau Hitt

In alter Zeit, als das Tal um Innsbruck noch von Riesen bewohnt wurde, lebte hoch oben im Gebirge die Riesenkönigin Frau Hitt. Sie herrschte über ein blühendes Reich von Feldern, Wäldern und Höfen und ihr Felsenschloss glänzte wie ein Kristall bis in die Täler herab.

Aber die Riesenkönigin war hochmütig und hartherzig und wurde von ihren Untertanen mehr gefürchtet als geliebt.

Als Frau Hitt eines Tages auf ihrem Pferd einen steilen Pfad hochritt, trat eine Bettlerin mit ihrem Kind an den Wegrand. Die arme Frau streckte der Königin bittend die Hand entgegen: „Habt Mitleid, Herrin – schenkt mir ein Stück Brot für mein Kind!“

Da brach Frau Hitt einen Stein aus dem Fels, reichte ihn der Bettlerin und höhnte: „Da habt ihr euer Brot!“

Die Bettlerin ließ den Steinbrocken zu Boden fallen und rief voller Zorn: „Hart wie Stein ist dein Herz, Frau Hitt, und zu Stein sollst du werden!“

Die Riesenkönigin lachte nur über den Fluch, stieß die Bettlerin grob mit ihrem Ross zur Seite und ritt unbeirrt weiter empor zu ihrer Burg.

Mitgefühl, Geduld und Zärtlichkeit kannte die grausame Frau Hitt nur für ihren kleinen Sohn. Ihn verwöhnte und verhätschelte sie sehr und erlaubte ihm alles zu tun, was er wollte.

Eines Tages spielte der Junge in Begleitung eines Waldhüters im nahen Bannwald. Da entdeckte er ein besonders schönes und schlankes Tannenbäumchen und rief: „Das da will ich haben! Daraus mache ich mir ein Steckenpferd!“

Der Waldhüter aber entgegnete: „Lasst den Baum bitte stehen, junger Herr! Den Bauern ist der ganze Bannwald heilig. Er soll ihre Höfe vor

den Lawinen und Muren schützen.“

Das Riesenkind aber herrschte seinen Begleiter an: „Halt den Mund! Ich bin der Sohn der Königin! Ich tue, was ich will!“

Wütend lief der Junge selbst zum Tännlein hin und wollte es mit aller Kraft knicken. Doch das biegsame Holz schlüpfte ihm durch die Hände, der Stamm schnellte zurück und schleuderte das Riesenkind ins Moor. Triefnass und über und über von schwarzem, übel riechendem Moor bedeckt, krabbelte der kleine Königssohn aus dem Sumpfloch und lief jämmerlich heulend heim zu seiner Mutter.

Frau Hitt tröstete das schluchzende Kind und befahl ihrem Diener: „Entkleide den Jungen und säubere ihn mit weichen Brotkrumen, damit seine zarte Haut nicht wund wird.“

Als der Kammerdiener erschrocken die Augen aufriss und seinen Ohren nicht zu trauen glaubte, schrie Frau Hitt ihn an: „Hast du mich nicht verstanden? Hol die Brotkrumen, aber sofort!“

Kaum hatte der verängstigte Diener mit der Säuberung des Königssohns begonnen, da erschütterte ein unerhörter Donnerschlag das Riesen Schloss und grelle Blitze durchschnitten die Luft. Gewaltige Stein- und Schlammlawinen wälzten sich von den Bergen herab und eine entsetzliche Finsternis fiel über das Land.

Als der Himmel wieder aufklarte, war aus dem blühenden Reich der Riesenkönigin eine öde, leere Wildnis geworden. Der Fluch der Bettlerin hatte sich erfüllt: Frau Hitt und ihr Riesensohn waren in graue Felsgestalten verwandelt, die für alle Zeit als steinernes Mahnmahl auf der Nordkette über Innsbruck thronen.

Brigitte Weninger aus: Tiroler Sagen, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Beim Bart des Kaisers

Wenn bedeutende Menschen sterben, erweisen ihnen auch heute tausende Trauergäste die letzte Ehre. Ganz zu schweigen von denen, die die Trauerfeierlichkeiten über die Medien verfolgen. In vorchristlicher Zeit gab man bei den Kelten einem verstorbenen Fürsten, der sich für die Gemeinschaft ausgezeichnet hatte, eine Brezel mit ins Grab. Dieses Gebildebrot sollte mit seinen in sich geschlungenen Kreisen als Zeichen der ewigen Wiederkehr für eine rasche Wiedergeburt dieses Menschen sorgen. Selbst heute ist in der Umschreibung „eine Brezn reißen“ für einen großen Sturz noch etwas von dieser Symbolik erhalten.

Auch wenn Karl der Große mit vielen heidnischen Traditionen brach: Das Volk dachte anders. Ein so bedeutender Herrscher wie er durfte einfach nicht mir nichts, dir nichts sterben. Und wenn er schon nicht mehr unter den Lebenden war, dann schlief er eben – zum Beispiel in einem Berg wie dem Untersberg, der sich majestätisch unmittelbar aus dem Alpenvorland erhebt; noch dazu in Gehweite einer Stadt wie Salzburg, die Karl dem Großen den Neuaufbau als geistiges und kulturelles Zentrum verdankt.

Tief drinnen in diesem Berg schläft er also, der alte Kaiser. Nicht in einem Bett, so heißt es, sondern sitzend an einen Tisch gelehnt verbringt er die Jahrhunderte. Dreimal muss sein Bart um den Tisch wachsen. Erst dann – und wenn vierundzwanzig Raben dreimal um den Berg fliegen – wird Karl der Große wieder erwachen. Keine Stunde früher. – Es sei denn, einer entwindet ihm das goldene Zepter, das er in seiner Rechten hält, und schlägt damit dreimal gegen den Berg. Dann wäre der Kaiser vorzeitig erlöst und würde mit seinem Heer aus dem Untersberg herauskommen. Das wäre der Auftakt für den Jüngsten Tag. Aber wer möchte das schon?

Ein Hirte weidete einmal seine Schafherde am Fuß des Untersbergs. Die Tiere grasten friedlich. Er selbst lag vergnügt im Gras und schaute versunken ins weite Land.

Da stand plötzlich wie aus dem Boden gewachsen ein Zwerg vor ihm. „Na“, fragte der, „wie ist's? Willst du den Kaiser Karl sehen?“

Da musste der Hirt nicht lange überlegen. Er war ein aufgeweckter Bursche. „Aber was ist mit deiner Herde?“, fragte er noch.

„Kümmer dich nicht. Auch für die wird gesorgt sein“, meinte der Untersberger freundlich. Da sprang der Hirt mit einem Satz auf. Und schon ging's hinein in den Wald zwischen Felsen, durch Klüfte und Schluchten, dort hinauf und da hinein,

durch den Spalt und runter in die Klamm, hinaus über den Felsengang und den Steig entlang. Der Bursche kannte sich gut aus am Berg, aber bald hatte er keine Ahnung mehr, wo sie waren. Schließlich kamen sie zu einer Pforte. Auch die hatte der Hirt noch nie gesehen. Der Zwerg machte ein Zeichen. Mit einem krachenden Donner sprang die schwere Tür auf. Gleich darauf standen sie in einem riesigen Saal. Den stützten rundum mächtige Säulen. Die Wände glänzten silbern. Wächter ragten starr und stumm wie Statuen vor ihnen auf.

In der Mitte des Saales sah der Bursch den Kaiser. Er ruhte auf einem mächtigen Thron aus purem Gold. Auf seinem Haupt lastete eine funkelnde Krone. Der Kopf war im tiefen Schlaf nach vorne gesunken. Vor Karl dem Großen stand ein Koloss von Marmortisch. Zweimal war der Bart schon um den Tisch gewachsen. Um den Kaiser herum saßen viele edle Herren, einige in prächtiger Rüstung, manche in reich verzierter, alter fränkischer Tracht. Gleich ihrem Herrn schliefen sie tief und fest. Einer wie der andere hatten sie ihre Köpfe in die Hände gestützt.

Staunend betrachtete der Hirte, was er da sah. Er war wie geblendet von der Pracht und Herrlichkeit, die hier aufblitzte. Unfassbar! Vor ihm schlief Kaiser Karl der Große! Ehrfurchtsvoll neigte er den Kopf. Da hob der Kaiser aus seinem tiefen Schlaf das Haupt. Die müden Augen fanden den Burschen: „Sag! Fliegen wohl zur Stunde die Raben noch um den Berg?“, dröhnte eine Stimme, die wohl schon lange nicht mehr erklungen war und die das Reden erst wieder erlernen musste.

„Ja, Majestät“, sagte der Bursche bedächtig. „Sie fliegen jetzt wie früher noch herum.“

„Dann muss ich noch einmal hundert Jahre schlafen!“, seufzte der Kaiser und sank wieder zurück in seinen bleiernen Schlaf.

Der Zwerg gab dem Burschen daraufhin einen Wink. So schnell wie sie gekommen waren, führte er ihn wieder hinaus aus dem Berg. Draußen drückte er ihm ein kleines Säckchen in die Hand. „Nimm das“, meinte er daraufhin. „Es ist der Lohn dafür, dass du unserem Herrn so unerschrocken Auskunft gegeben hast.“

Im nächsten Moment war der Untersberger wieder verschwunden. Am Hang graste die Herde. Kein Schaf fehlte. Es war, als ob nichts gewesen wäre. Und der Hirt? – Der nestelte neugierig das Säckchen auf. Gold war darin. Reichlich Gold. Damit hatte er ein gutes Leben.

Helmut Wittmann aus Salzburger Sagen, Tyrolia-Verlag



Die Wetterhexen

Der Schöckl ist seit jeher als Hausberg der Grazer bekannt, und weil er in seiner Erscheinung so dominant ist, regte er die Leute immer schon zu waghalsigen Behauptungen an. Etwa, dass er gefüllt mit unterirdischen Seen sei, die jederzeit seine Außenwand durchbrechen und die ganze Umgebung unter Wasser setzen könnten.

Nun, derlei G'schichtln glaubt heute kein Kind mehr, nur eine hält sich hartnäckig, und deshalb muss wohl was Wahres an ihr dran sein. Denn im Schöckl, so viel ist gewiss, hausen die Hexen. Gleich mehrere dieser hässlichen Geschöpfe sind es, davon geht man gemeinhin aus. Dazu muss man wissen, dass der Schöckl voller Löcher ist, den Dolinen – tiefen, schmalen Höhlen, die eine ständige Gefahr für Wanderer darstellen. Und in diesen Untiefen verstecken sich die boshaften Kreaturen und brauen das Wetter ganz so, wie es ihnen gefällt.

Am liebsten sind ihnen Unwetter jeder Art. Da lachen sie und kichern, und was viele als Pfeifen des Windes verwechseln, ist der Flug auf ihren Besen. Besonders bei dichtestem Nebel schwärmen die Hexen aus, genießen ihr düsteres Flugwetter und bewerfen die Menschen mit Hagelkörnern.

Deshalb gehen die Bauern der Region auch am

liebsten mit den Zacken der Mistgabeln nach oben gerichtet außer Haus – das vertreibt die Hexen und lässt sie aus Furcht davor, aufgespießt zu werden, in die Höhlen fliehen.

Im Gegenzug ist niemandem zu raten, Steine in die Wetterlöcher am Schöckl zu werfen. Das bringt die Hexen in Rage und stachelt sie an, furchteinflößende Unwetter zu brauen. Doch es ereignen sich immer wieder auch ganz andere Begebenheiten. Wie etwa diese hier:

„Papa“, rief eines Tages ein kleiner Junge, der ein Hagelkorn am Schöckl aufgehoben hatte.

„Was ist das?“ Der Bub hatte das Korn in seiner Hand zergehen lassen und plötzlich war ein Haar aufgetaucht. Ein langes, graues Haar.

„Wonach sieht es denn aus?“, fragte der Bauer, dem die Gänsehaut über die Arme rieselte. „Wie das Haar von einer alten Frau.“

Der Bauer schaute den Buben lange an, so lange, bis dieser von selbst verstand und erschrak.

„Nein, Bub“, grinste der Bauer, „musst nicht erschrecken. So ein Hexenhaar bringt Glück.“

„Echt jetzt? So was bringt Glück?“

„Net so laut“, zischte der Bauer und schlug seinem Sohn liebevoll auf die Schulter. „Sonst holen sie sichs zurück.“

Robert Preis aus: Sagen aus der Steiermark, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Der Zahnweh-Herrgott

An der Ostseite des Stephansdomes befindet sich seit alter Zeit eine Statue des leidenden Christus. Einige fromme Damen gefielen sich darin, das Haupt des Gottessohnes immer wieder mit frischen Blumen zu schmücken. Doch weil der Wind damals ebenso schneidig um den Dom pffiff wie heute, mussten die Kränze mit dicken Seidenmaschen festgebunden werden.

Das sahen drei lustige Zechbrüder, die nach ihrem Wirtshausbesuch am Stephansdom vorbeischlenderten. „Schaut's nur“, spottete der Erste, „unser armer Herrgott hat Zahnweh! Deswegen schaut er gar so leidend drein.“

„Kaa Wunder“, scherzte der Zweite. „Er steht ja aa Tag und Nacht in der Zugluft.“

„Deswegen hat er ja a schönes Zahntüchl umgebunden“, meinte der Dritte. „Das hilft bestimmt!“ Die drei Freunde lachten noch eine Weile und wankten dann nach Hause.

Aber an Schlaf war nicht zu denken. Kaum hatte sich der erste Spötter ins Bett gelegt, wurde er von schrecklichem Zahnweh gepeinigt. Kein bekanntes Mittel half gegen die Schmerzen – weder Wärme noch Kälte noch ein Schluck aus der Schnapsflasche. Schließlich wurden die

Zahnschmerzen so unerträglich, dass der Mann einen Arzt rufen ließ.

Der Doktor aber kam erst nach einer Ewigkeit und entschuldigte sich: „Es tut mir leid, dass Ihr so lange warten musstet, aber ich hatte vor euch noch zwei andere Zahnweh-Patienten. Vielleicht ist es eine neue Art von Zahnpest, gegen die ich allerdings kein Mittel weiß. Da kann wohl nur noch der Herrgott helfen ...“

Bei diesen Worten dämmerte dem Zechbruder plötzlich, was die Ursache für seine schrecklichen Schmerzen sein könnte. Wimmernd wälzte er sich aus dem Bett, band sich ein wollenes Zahntüchel um den Kopf und schlich zurück zum Stephansdom. Dort traf er seine beiden Freunde, die bereits reumütig vor dem leidenden Christus knieten. „Bittscheen, lieber Herrgott, nimm das Zahnweh von uns!“, beteten die drei. Und weil sie gar so innig bettelten und feierlich versprachen, nie wieder leichtfertig über andere zu spotten, verschwanden die Schmerzen. Seit jener Nacht wird die Christusstatue auch „Zahnweh-Herrgott“ genannt und bei vielen schweren Kopfleiden um Hilfe gebeten.

Brigitte Weninger aus: Wiener Sagen, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Die verstorbene Gerechtigkeit



Prächtigtig war der Hof des Bauern, von dem dieses Märchen erzählt, nicht, aber doch wohlbestellt und grad recht für ihn und die Seinen.

Zu jener Zeit lebte auch ein gewaltig reicher und mächtiger Graf in der Nähe.

Dieser kam einmal auf einem Spazierritt zu jenem

Bauernhof, und er gefiel ihm sehr. Der hohe Herr besichtigte deshalb das ganze Gehöft. Dann ritt der Graf vor das Haus hin, wo eben der Bauer, dem das Anwesen gehörte, unter der Haustür stand.

Der Graf grüßte ihn freundlich, stieg vom Ross und sprach: „Guter Mann, möchtest du mir nicht deinen Hof verkaufen? Ich würde ihn sehr gut bezahlen.“

Der so Angesprochene brauchte diese Frage nicht lange zu überdenken und antwortete prompt: „Euer Gnaden, nichts für ungut. Aus dem Handel wird nichts. Auf diesem Hof lebten schon meine Vorfahren. Auch ich will hier meine alten Tage zubringen. Nein, ich verkauf den Hof nicht!“

Der Graf aber hatte in seinem ganzen Leben noch kein Nein hinnehmen müssen. Er bekam oder nahm sich immer, wonach ihm der Sinn stand, ohne nach Recht und Billigkeit zu fragen. Verärgert meinte er: „Ich will dir bis morgen Bedenkzeit lassen. Überleg es dir gut.“ Dann sprengte er wütend davon.

Der Bauer aber blieb bei seinem Beschluss, schüttelte den Kopf und dachte sich: „Aus dem Handel wird nun einmal nichts.“

Am folgenden Tag kam der Graf schon in aller Früh dahengeritten. Ohne abzusteigen fragte er den Hofherrn nach seinem Entschluss. Da antwortete dieser: „Euer Gnaden, ich habe meine Entscheidung getroffen. Es ist ein Erbhof, und ich bleibe hier. Aus diesem Handel wird nichts.“

Da wurde der Graf böse und rief: „Ich frage dich noch ein letztes Mal, ob du dein Anwesen gutwillig hergeben willst. Wenn nicht, so bekomme ich es doch!“

Der Bauer schüttelte jedoch seinen Kopf: „Ich bleibe bei meinem Wort: Den Hof verkauf ich nicht!“ Nun sprengte der Graf voller Zorn davon. Er ritt geradewegs zu einem Advokaten in die Stadt. Diesen bestach er mit Gold und ließ dem Bauern einen Prozess anhängen.

Der Advokat ließ nun auch die Richter wissen, dass der Graf steinreich sei und ihre Gunst sehr schätzen würde. Die Richter lockte das Geld, deshalb

hielten sie zum Grafen und versprachen, den einfachen Mann mürrisch zu machen.

Sie ließen den armen Kerl durch den Gerichtsdienner herbeiholen. Dann fragte der Advokat ihn, ob er seinen Hof verkaufen wolle oder nicht. Als der Bauer ein entschiedenes Nein erwiderte, wurde eine lange, schwer verständliche Klageschrift verlesen. Dann wurde dem Armen mitgeteilt, dass er einen Prozess gegen den Grafen gewinnen müsse, um seinen Hof zu behalten.

Der einfache Mann war ratlos und wusste sich nicht zu helfen. Was blieb ihm übrig? Er konnte sich auch keinen Rechtsgelehrten leisten. Der Graf hingegen hatte einen gewieften Advokaten. Da wurde nun hin und her prozessiert.

Sie riefen den Bauern oft in die Stadt und übertölpelten ihn ein ums andere Mal. Binnen kurzem war er ganz verschuldet. Die Richter entschieden gegen ihn, sodass er von Zuhause fort musste. Nicht mehr als hundert Gulden blieben ihm von Haus und Hof. Da machte der sture Bauer den Richtern bittere Vorwürfe. Er rief: „Wenn auf Erden keine Gerechtigkeit mehr ist, so lebt doch noch im Jenseits ein Richter, der euch finden wird.“

Da lachten die Herren nur. Einer sagte ihm sogar ins Gesicht:

„Die Gerechtigkeit ist ja schon lange gestorben.“ Der Betrogene ging schweigend aus dem Gericht hinaus, geradewegs zum Kirchenvater. Dieser kannte den Mann schon lange. Er rief ihm freundlich zu: „Grüß dich Gott, mein Freund! Kommst du auch einmal in die Stadt, mich zu besuchen?“

„Ja“, antwortete dieser, „aber in einer sehr traurigen Lage.“ Dann erzählte er dem Kirchenvater die ganze Geschichte.

Er schloss mit den Worten: „Jetzt hab ich nur noch hundert Gulden, und die geb ich dir. Es ist grad so viel Geld, wie man bei euch in der Stadt zahlen muss, wenn man die große Glocke für einen Verstorbenen läuten lässt. Da hast du’s, und jetzt läute der Gerechtigkeit die Totenglocke. Aber läute recht lang.“

Der Kirchenvater nahm das Geld. Er ging mit seinem Knecht in den Turm und läutete die große Glocke. Das tat er in seinem mitfühlenden Zorn und auch weil hundert Gulden nicht wenig sind, eine sehr lange Zeit. Da gab’s nun in der Stadt ein Gefrage und Gerede, wer denn gestorben sei. Es müsse eine wichtige Persönlichkeit sein, wenn so lange geläutet wird. Doch niemand wusste, um wessen Tod es ging. So wurde die Neugierde immer größer. Auch der König, der in derselben Stadt seine Residenz hatte, erkundigte sich, wer denn gestorben sei. Doch nicht einmal er brachte es in Erfahrung.

Da schickte er einen Läufer zum Kirchenvater und ließ ihn fragen, für wen man so lange geläutet habe.

Der Geistliche sprach: „Für die Gerechtigkeit.“

Mit dieser Antwort eilte der Läufer zum König zurück. Wie der Herrscher das hörte, wurde er rot vor Zorn.

Er rief: „In meinem Reich ist die Gerechtigkeit noch lange nicht gestorben. Sie schläft nur zuweilen. Aber ich will sie wecken.“

Dann ließ er den Kirchenvater selbst herbeiholen. Er fragte ihn, wer die große Glocke für die verstorbene Gerechtigkeit habe läuten lassen.

Die Antwort lautete: „Eure Majestät, das war der Mann, der früher Schauferle-Bauer hieß.“

Eilends wurde nun der Bauer geholt, denn der König wollte alles von ihm selber hören.

Da erzählte dieser, wie der Graf ihn um Haus und Hof gebracht hatte, weil die Gerechtigkeit nicht mehr lebe. Der König war nun voller Zorn über die Richter, den Advokaten und den Grafen.

Er machte kurzen Prozess und gab dem Bauern sein Eigentum sogleich zurück. Dann ließ er den Grafen, den üblen Advokaten und die bestochenen Richter rufen und die Sache genau untersuchen. Schließlich verurteilte der gute König alle zum Tod. Sie wurden in Gestalt einer Glocke aufgehängt, und in ihrer Mitte zappelte der Graf. Seitdem aber kam die Gerechtigkeit wieder zum Leben und die Richter sprachen so Recht, wie es sich geziemt.

nach Zingerle/erzählt von Frau Wolle aus: Tiroler Märchen, Tyrolia-Verlag-Innsbruck-Wien

Was ist das Schönste, Stärkste und Reichste auf der Welt?



Zwei Bauern standen einmal vor Gericht – ein reicher und ein armer. Sie zankten und stritten sich schon eine ziemlich lange Zeit. Schließlich hatte der Richter keine Lust mehr, sich das Hin und Her anzuhören. Er war ein sehr kluger Mann. Schon manches

Mal hatte er sich durch geschickte Einfälle lästige Leute vom Hals geschafft.

So sagte er eines Tages zu den beiden Bauern: „Wisst ihr was? Ich mag nicht mehr. Lasst diesen Streit mit einem Rätsel enden! Derjenige von euch hat hier gewonnen, der mir bis morgen die richtige Antwort auf drei Fragen zu geben weiß. Was ist das Schönste, das Reichste und das Stärkste auf der Welt?“

Als der reiche Bauer das hörte, ging er voller Freude heim. Jedem, dem er begegnete, erzählte er höchst vergnügt von der Weisheit und Gerechtigkeit des Richters. Denn der törichte Mann dachte bei sich. „Dass mein Weib das Schönste auf der Welt ist, dass meine Ochsen das Stärkste sind und ich selbst der Reichste bin, das ist so klar wie die Sonne am Himmel.“

Der arme Bauer hingegen schnitt ein langes Gesicht. Eine Weile blieb er stehen und machte sich dann endlich langsam und verdrießlich auf den Weg. Bei sich murrte er über die Torheit und Ungerechtigkeit des Richters. Wenn ihn jemand ansprach und fragte, warum er so grantig dreinschaue, dann ging beim Erzählen jedes Mal ein Donnerwetter los.

Bald hatte er den Hof erreicht. Seine Tochter

arbeitete gerade im Garten. Als sie den Vater mit hängendem Kopf daherkommen sah, wusste sie gleich: „Holla, heut ist's nicht gut ausgegangen“. Sie hatte die Zeichen auf der Stirn des Alten von Kindheit an genau zu lesen gelernt.

So rief sie mit scheinbarer Gleichgültigkeit: „Schau, Vater, so herrlich sind uns die Krautköpfe noch nie geraten. Große Kugeln ohne einen Wurm drauf!“ „Was, Krautköpfe!“, rief der Bauer. „Der Richter ist ein Krautkopf.“

„Hast du's verspielt?“, fragte das Mädchen.

„Verspielt hab ich's noch nicht. Aber bis morgen soll ich dem Richter ein Rätsel lösen. Was das Schönste, das Stärkste und das Reichste auf der Welt sei, will er wissen. Wenn ich es nicht errate, dann ist alles hin.“

Da rief die Tochter freudig: „Sei gescheit! Das ist ja leicht. Das Schönste ist der Frühling, das Stärkste ist der Erdboden, das Reichste aber ist der Herbst.“

Da dachte der Alte eine Zeit lang auf den Gartenzaun gestützt nach.

„Da magst du recht haben“, meinte er schließlich. Am andern Tag traten die beiden Bauern wieder vor den Richter.

Noch bevor dieser Zeit hatte zu fragen, platzte der Reiche schon heraus: „Das Schönste, Herr Richter, ist mein Weib, das Stärkste sind meine Ochsen, der Reichste aber bin ich selbst. Den Preis hab ich gewonnen.“ Da wandte sich der Richter zum Armen und fragte ihn: „Und, was hast du mir zu sagen? Heraus mit der Sprache!“

„Ich meine, das Schönste ist der Frühling in all seiner Pracht, das Stärkste der Erdboden, der uns alle trägt, und das Reichste der Herbst, in der Welt und auch im Leben eines Menschen.“

„Ja“, rief der Richter da freudig und klopfte ihm auf

die Schulter, „du hast's erraten. So hast du den Prozess gewonnen. Aber bevor du heimgehst, sag mir eines: Ist des Rätsels Lösung auf deinem Mist gewachsen?“

Da meinte der Bauer ehrlich: „Nein, das war nicht meine Gescheitheit, meiner Tochter daheim ist es eingefallen. Sie ist's, die mir so gut geraten hat.“

„Nun, so sag deiner klugen Tochter, dass ich sie zur Frau nehmen will, wenn sie im Stande ist, unangekleidet und doch nicht nackt, nicht bei Tag und nicht bei Nacht, nicht auf der Straße und nicht auf Seitenwegen von euch daheim zu mir in die Stadt zu kommen.“

Dem armen Bauern schaute bei der Aussicht auf einen solchen Schwiegersohn die Freude aus den Augen heraus. Er versprach seiner Tochter alles getreulich auszurichten.

Beide Bauern machten sich auf den Weg nach Hause. Aber heute war es anders als gestern. Der Arme erzählte jedem, der ihm begegnete, fröhlichen Mutes von der Weisheit und Gerechtigkeit des Richters.

Der Reiche hingegen murrte über dessen Torheit und Ungerechtigkeit. Wenn ihn jemand ansprach und fragte, warum er so missmutig dreinschaue, so ging jedes Mal ein Donnerwetter los.

Als der Arme nach Hause kam, sah seine Tochter schon von Weitem, wie das Wetter heute war. Sie rief zum Fenster heraus: „Nicht wahr Vater, ich hab's erraten!“

„Freilich hast du's erraten, aber ich hab noch ein Rätsel für dich.“ „Was denn, Vater?“

„Der Herr Richter lässt dir sagen, er würde dich heiraten, wenn du im Stande bist, ohne Kleider und doch nicht nackt, nicht bei Tag und nicht bei Nacht, nicht auf der Straße und nicht auf Seitenwegen von uns daheim zu ihm in die Stadt zu kommen.“

„Ich Frau Richterin werden?“, rief die junge Frau überrascht. „Nun, das wäre gar nicht übel. Da muss ich gut überlegen.“

Sie dachte nach, wie sie die Sache recht gescheit angehen sollte. Bald hatte sie einen klugen Einfall. Ein paar Stunden, bevor der Tag zu Ende ging, ließ sie sich den Weg von zu Hause bis zur Stadt mit Brettern belegen. Dann zog sie sich aus und warf sich ein Fischernetz um. So ging sie ohne Kleider und doch nicht nackt, nicht bei Tag und nicht bei Nacht, in der Abenddämmerung dahin. Sie ging dabei nicht auf der Straße und nicht auf Seitenwegen, sondern stieg immer nur auf die Bretter am Weg.

Der Richter war hochofren über die Klugheit der Frau. Er hielt sein Wort. Einen Monat später wurde die Hochzeit mit aller Pracht gefeiert. Doch eine Bedingung stellte der Bräutigam der Braut. Sie dürfe niemandem, der vor ihm einen Prozess zu führen hatte, irgendeinen Rat erteilen. Dann verging die Zeit.

Eines Tages kam ein alter Bekannter zur Frau Richterin und erzählte ihr, dass er mit seinem Nachbarn viel zu streiten habe. Er sei deswegen in großer Verlegenheit. Anfangs weigerte die Richterin sich standhaft, ihm zu helfen. Sie erklärte dem Bauern weitläufig, dass sie durch einen solchen Beistand ihren Rang und ihren Mann verlieren würde.

Da fing der sture Bauer an, alle weisen Sprüche und jeden Rat, den er je von ihr gehört hatte, aufzuzählen. Dabei schaute er ihr unverwandt ins Gesicht, um zu sehen, welche Antwort diesmal wohl die rechte sei. So erwischte er sie. Die Frau ließ nun zuerst ein Wort nach dem andern fallen, und schließlich sagte sie ihre Meinung rundheraus. „Aber bitte verrate niemandem, wer dir das geraten hat. Höre! Versprich's!“, rief sie dem Bauern nach.

Dieser stellte sich nun vor Gericht seinem Gegner. Durch die Weisheit der Richterin gewann er auch. Der Richter aber ahnte gleich, wodurch der Bauer über Nacht so klug geworden war. Er nahm ihn beiseite. So lange fragte der Richter den armen Bauern, bis dieser gestand, wer seine Ratgeberin gewesen sei. „Mein Weib muss augenblicklich aus dem Haus“, rief der mächtige Mann zornig.

Seine Frau aber hatte alles mit angehört und ließ sich nicht so schnell irremachen. Sie trat mutig ins Gericht hinein. Sehr sanft und wortreich bat sie ihren lieben Mann, er möge wenigstens noch einmal mit ihr gemeinsam essen. Und als Erinnerung an die guten gemeinsamen Jahre möge er sie dann zum Abschied das Liebste im Haus mitnehmen lassen. Das gestattete der Richter seiner Frau. Als es Essenszeit war, setzten sich die beiden Eheleute zusammen. Er suchte seinen Zorn mit Wein zu löschen. Sie aber lächelte hier und da nachdenklich vor sich hin. Der Richter tat des Guten zu viel. Bald sank ihm der Kopf auf die Brust und er fing an, kräftig zu schnarchen.

Da packte die Richterin ihren Mann und fuhr mit ihm – dem Liebsten, das sie hatte – in Richtung ihres Heimathofs.

Als die holprige Straße den Rausch aus dem Mann herausgerüttelt hatte, erwachte der Richter. Er musste nicht erst fragen, was geschehen sei, denn er merkte gleich, dass seine Frau wieder einmal die Klügere gewesen war.

Weil er selber auch kein Dummkopf war, bat er sie um Verzeihung, und die beiden kehrten gemeinsam wieder nach Hause zurück. Sie lebten noch viele, viele Jahre in Frieden und Eintracht miteinander. Wir, die wir diese Geschichte gehört haben, wir können uns nur wünschen, dass alle Frauen so klug wären wie die Frau Richterin.

Und alle Männer klug genug, um es zu merken.

*nach Zingerle/erzählt von Frau Wolle aus: Tiroler Märchen,
Tyrolia-Verlag-Innsbruck-Wien*

Was ist das Kostbarste?



Gleich gern hatte der König seine drei Töchter, doch nur eine von ihnen konnte Königin werden. Welche von den dreien sollte er dazu bestimmen? Eines Tages dachte er sich eine Prüfung aus. Sein Geburtstag stand vor der

Türe, und er ließ die Töchter zu sich kommen. Dann sagte er zu ihnen: „Meine lieben Kinder, ich hab euch alle drei von Herzen gern. Lange hab ich nicht gewusst, welche von euch ich zur Erbin meines Thrones wählen soll. Nun aber bin ich mit mir eins geworden, euch eine Aufgabe zu geben. Bringt mir zu meinem Geburtsfest etwas, das eurer Meinung nach im Leben der Menschen höchst notwendig ist. Diejenige von euch, die mir das Beste und Wichtigste schenkt, soll nach meinem Tod Königin sein. Geht also und bedenkt euch wohl!“

Als der Geburtstag des alten Königs kam, brachte ihm die Älteste als Geschenk, geheimnisvoll umhüllt, das, was sie für besonders kostbar und notwendig hielt. Die Mittlere hielt es ebenso. Ob es Gold war, Silber oder Edelsteine, weiß ich nicht. Was hättest du wohl gewählt? Die Jüngste aber brachte einfach ein handgroßes verziertes Gefäß zu ihrem Vater. Als er hineinschaute, lag darin nichts als ein schlichtes Häufchen Salz. Wie der König das sah, wurde er über alle Maßen zornig wegen des so einfachen Geschenks. Er jagte seine jüngste Tochter aus dem Schloss und verbot ihr, sich jemals wieder unter seine Augen zu wagen.

Die verstoßene Königstochter zog nun tieftraurig ganz alleine in die unbekannte Welt hinaus. Sie war keine Prinzessin mehr und hatte nichts als ihren eigenen Verstand zum Trost. Nachdem sie eine gute Zeit durchs Land gewandert war, kam sie zu einem Wirtshaus. Dort herrschte eine kräftige Wirtin, die das Kochen von Grund auf verstand. Bei dieser ging die junge Frau nun in die Lehre. Weil sie so klug war und auch gerne arbeitete, brachte es die Königstochter bald so weit, dass sie ihre Lehrmeisterin in der Koch-

kunst um einiges übertraf.

Die Leute erzählten sich landauf, landab von der vortrefflichen Köchin, die in diesem Wirtshause sei. Jedermann, der des Weges kam und noch ein paar übrige Kreuzer in der Tasche klingeln hörte, kehrte ein, um sich einen Knödel oder gar einen Braten servieren zu lassen.

Nun reist ja nichts schneller um die Welt als das, was ein Mund dem anderen erzählt.

So erreichte der Ruf der Köchin schließlich auch die Ohren des Königs. Er beschloss, diese von allen gerühmte Frau als Hofköchin anzunehmen. Da trug es sich zu, dass die älteste Königstochter Hochzeit halten wollte. So musste die neue Köchin das Hochzeitsmahl mit großem Aufwand und allem Drum und Dran zubereiten. Am Festtag wurde eine erlesene Speise nach der anderen aufgetragen, bis sich die Tische unter den Köstlichkeiten bogen. Alles war vortrefflich. Das Lob der Köchin ging von Mund zu Munde. Endlich wurde auch die Liebesspeise des Königs serviert. Dieser nahm schnell seinen Löffel und kostete erwartungsvoll. Doch was war das? Rot vor Zorn spuckte er aber den Bissen wieder aus und rief: „Das ist ja nicht gesalzen! Lasst sofort die Köchin vor mich kommen!“

Man lief schnell, um sie zu holen. Die junge Frau trat unerschrocken mit erhobenem Kopf in den Saal.

„Warum hast du meine Liebesspeise nicht gesalzen, du nachlässiges Mädl“, herrschte sie der König an.

Da antwortete die Köchin gelassen: „Fehlt dieser Speise denn etwas Wichtiges, dass Ihr so zürnen müsst? Habt Ihr nicht eure jüngste Tochter verstoßen, weil sie dachte, dass das Salz im Leben der Menschen höchst notwendig sei?“

Als der König diese Worte hörte, erkannte er seine Tochter. Den faden Geschmack der Speise noch auf der Zunge, bat er sie vor aller Ohren um Verzeihung. Er hieß sie an seiner Seite sitzen und nahm sie wieder als sein liebes Kind auf. Jetzt wurde allen Gästen die ganze Geschichte von Anfang an erzählt. Danach wurde die Hochzeit erst recht lustig, und der König lebte noch viele Jahre lang bei seinen drei lieben Töchtern. Wer aber später einmal Königin geworden ist, das kannst du selbst erraten.

nach Zingerle/erzählt von Frau Wolle, aus: Tiroler Märchen
Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Die Bremer Stadtmusikanten

Es hatte ein Mann einen Esel. Schon lange Jahre hatte der die Säcke unverdrossen zur Mühle getragen, aber nun gingen seine Kräfte zu Ende, so dass er zur Arbeit nicht mehr taugte. Da dachte der Herr sich, dass das Tier mehr Futter fresse als es wert sei. Aber der Esel merkte, woher der Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen. Dort, meinte er, könnte er ja Stadtmusikant werden.

Als er ein Weilchen so gewandert war, fand er einen Jagdhund am Weg liegen, der japste wie einer, der sich müde gelaufen hat.

„Nun, was japst du so, Packan?“, fragte der Esel. „Ach“, sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde, auch auf die Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr totschlagen wollen. Da hab ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?“

„Weißt du was“, sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen und werde dort Stadtmusikant, geh mit und lass dich auch bei der Musik anheuern. Ich spiele die Laute, und du schlägst die Pauken“. Der Hund war's zufrieden, und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze an dem Weg und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir in die Quere gekommen, alter Bartputzer?“, sprach der Esel. „Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht“, antwortete die Katze, „weil ich nun in die Jahre komme, meine Zähne stumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne als nach Mäusen jage, hat mich meine Frau ersäufen wollen. Ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rat teuer: Wo soll ich hin?“ „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du eine Stadtmusikantin werden.“ Die Katze hielt das für gut und ging mit.

Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Tor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein“, sprach der Esel, „was hast du vor?“ „Da hab ich gut Wetter prophezeit ein Leben lang“, sprach der Hahn. „Aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen. Da soll ich mir heut Abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei ich aus vollem Hals, solange ich noch kann.“ „Ei was, du Rotkopf“, sagte der Esel, „zieh lieber mit uns fort, etwas Besseres als den Tod findest du überall. Du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so wird es sicher gut.“

Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie

gingen alle viere zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tag nicht erreichen und kamen abends in den Wald, wo sie übernachteten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze machte es sich in den Ästen gemütlich, der Hahn aber flog bis an die Spitze, wo es am sichersten für ihn war.

Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da schien ihm, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen. Er rief seinen Gesellen zu, es müsste nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht.“ Der Hund meinte, ein paar Knochen und etwas Fleisch dran täten ihm auch gut. Also machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, näherte sich dem Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?“, fragte der Hahn. „Was ich sehe?“, antwortete der Esel. „Einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen's sich wohl sein.“ „Das wäre was für uns“, sprach der Hahn. „Ja, ja, ach, wären wir da!“, sagte der Esel. Da ratschlagten die Tiere, wie sie es anfangen müssten, um die Räuber hinauszujagen, und fanden endlich ein Mittel.

Der Esel musste sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken springen, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie auf ein Zeichen insgesamt an, ihre Musik zu machen:

Der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krächte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, dass die Scheiben klirrten. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie



das Licht aus und suchten sich eine neue Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Türe, die Katze auf den Herd bei der warmen Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken. Weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war und die Räuber von Weitem sahen, dass kein Licht mehr im Haus brannte und alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen.“ Er hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, ging in die Küche, ein Licht anzuzünden, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er ein Schwefelhölzchen daran, damit sie Feuer fangen sollten. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hintertüre hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biss ihn ins Bein, und als er über den Hof an dem

Miste vorbei rannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß. Der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „Kikeriki!“

Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Haus sitzt eine greuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt, und vor der Türe steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen, und auf dem Hof liegt ein schwarzes Ungetüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen, und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: „Bring mir den Schelm her“. Da machte ich, dass ich fortkam.“

Von nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus, den vier Bremer Stadtmusikanten gefiel's aber so wohl darin, dass sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hatte, dem ist der Mund noch warm.

nach den Gebrüdern Grimm

Die eigene Farbe finden

Vor langer, langer, sehr, sehr langer Zeit, da hatten die Dinge gerade ihre Farben bekommen: Die Erde war braun, das Gras war grün, der Himmel blau und die Rose rot. Nur einer, ein einziger, hatte keine Farbe abbekommen und war deshalb sehr betrübt. Dieser eine war der Schnee.

Als er lange genug traurig gewesen war, wandte er sich nach unten und sprach: „Grüß dich, liebe Erde. Weißt du, deine Farbe gefällt mir. Aber schau mich nur an. Ich bin ganz farblos. Während ihr anderen alle so schön geworden seid, bin ich leer ausgegangen. Gibst du mir etwas von deiner Farbe ab?“

Aber die Erde schlief und hörte ihn nicht.

Da rief der Schnee zum Himmel hinauf: „Guten Morgen, du Schöner! Du bist so reich und leuchtest wie ein Traum. Magst du mir etwas Farbe schenken? Ich werde dafür immer lieb an dich denken.“

Er lauschte seinen Worten hinterher, erhielt aber keine Antwort, denn der Himmel war zu weit weg und hatte ihn nicht gehört.

„Hallo!“, sagte der Schnee nun zum Gras. „Bitte gib mir etwas von deiner Farbe ab! Ich finde sie wunderschön.“

Aber das Gras war geizig. „Wenn ich von meinem herrlichen Grün etwas hergebe, habe ich vielleicht für mich selbst nicht genug“, dachte es und ließ ein schnippisches „Nein!“ hören.

„Rose“, säuselte der Schnee, „deine Farbe ist

kräftig und schön. Du bist reich und edel. Schenke mir doch bitte etwas von deinem ganz besonderen Farbton.“ Hätte die Rose diesen Wunsch erfüllt, dann sähen unsere Winter ganz anders aus als wir es gewohnt sind. Aber die Rose war hochmütig. Sie antwortete nicht, denn mit so einem farblosen Gesellen wollte sie nicht einmal ein Gespräch führen.

Der Schnee wurde noch trauriger als zuvor. Er weinte sogar. Aber dann machte er sich abermals auf den Weg. Er ging noch weiter in die Welt hinaus und schaute sich unter den Wesen um.

Eines Tages sah er an einer Weggabelung eine kleine, unscheinbare Blume. Sie hielt den Kopf leicht geneigt, so als wäre sie in Gedanken versunken, als sänge sie leise für sich ein Lied oder als dächte sie sich ein Gedicht aus.

„Guten Tag“, begrüßte der Schnee die Blume. Die Blume blickte auf. „Danke und auch dir einen guten Tag!“, antwortete sie.

„Würdest du mir bitte etwas von deiner Farbe abgeben?“, fragte der Schnee, halb zögernd, halb hoffnungsvoll.

Und was sagte diese kleine Blume?

„Ja“, antwortete sie mit heller, klarer Stimme.

„Nimm dir, so viel du magst. Es ist sicher genug für uns beide da.“

Seitdem hat der Schnee seine weiße Farbe.

Seitdem tut er dieser einen Blume nichts zu Leide. Und seitdem heißt diese Blume: Schneeglöckchen.

Margarete Wenzel aus: Es war 1001 Mal, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Flohmarkt

Vorgestern war Jana noch im Freibad – und plötzlich ist Herbst. In der Nacht hat es geregnet und mit einem Mal ist es vorbei mit dem Sommer. Eigentlich könnte sich Jana freuen.

Sie mag den Herbst. Gummistiefelwetter, Pfützenspringen, Drachensteigen, Laubhaufenhüpfen – und am Montag ist Jana schon ein Schulkind! Gestern hat Jana fast nicht einschlafen können vor Aufregung, weil es nur noch drei Tage sind bis Schulanfang. Aber jetzt sitzt sie in ihrem Zimmer und starrt ganz verzweifelt auf die große Holztruhe mit ihrem Spielzeug. Die Hälfte soll sie aussortieren und wegwerfen. Die Hälfte!

Der Herbst ist schuld. Dieses Wetter tut Mama nicht gut. Da bekommt sie eine ganz seltsame Stimmung. Sie putzt und schrubbt, sie wischt alle Laden heraus und wäscht alle Bettdecken und wenn ihr etwas nicht mehr gefällt, muss es weg. Das stopft sie einfach in einen großen schwarzen Müllsack.

„Meine Spielsachen kommen sicher nicht in deinen Müllsack!“, sagt Jana mit fester Stimme.

„Das kommt gar nicht in Frage!“

„Da sind doch Sachen dabei, mit denen spielst du schon seit Jahren nicht mehr“, meint Mama.

„Der gelbe Teddybär zum Beispiel, oder die Holzlokomotive.“

„Sicher spiele ich manchmal noch“, ruft Jana.

„Und außerdem ist das Umweltverschmutzung, wenn man das alles wegwirft!“

„Wir werfen es ja nicht weg“, beruhigt Mama sie.

„Das Rote Kreuz schickt die Sachen zu Familien in Rumänien, denen es nicht so gut geht. Die Kinder dort freuen sich über so schöne Spielsachen.“

„Die Sachen gehören zu mir“, sagt Jana mit weinerlicher Stimme. „Die müssen im selben Land bleiben wie ich.“

Mama hebt die Arme in die Höhe und geht aus dem Zimmer. Das heißt nicht, dass Jana recht hat. Das heißt leider nur, dass Mama eine Pause braucht.

Beim Abendessen ist es dann so weit.

„Jana“, sagt Mama. „Ich weiß jetzt, wie wir es machen.“ Mama hat ihre Erziehungs-Stimme und Jana weiß: Was jetzt kommt, gilt für immer und ewig, da kann man nichts mehr machen.

Mama erzählt von dem großen Flohmarkt, der morgen stattfinden soll. Der ganze Park soll voll sein mit Ständen, und der Flohmarkt hat sogar einen Namen: „Kinder verkaufen ihre Schätze“.

„Das wird sicher ein Riesenspaß“, meint Mama.



„Deine alten Spielsachen bekommen einen guten neuen Platz und du kriegst auch noch Geld dafür!“

Jana zuckt nur mit den Schultern.

Ein Frühstück und ein Mittagessen später sitzt sie schon hinter einem Tisch im Park. Mama hat ein schönes blaues Tuch über den Tisch gebreitet. Darauf sind jetzt Janas Schätze aufgelegt: der gelbe Teddy, ihr Sandspielzeug und die Lokomotive mit den Schienen. Ihr riesiges Pappbilderbuch, das Steckenpferd und die Puppe mit der Flechtfrisur.

Jana ist todunglücklich.

Das soll sie alles hergeben? Davon geht ihr Herz kaputt, ganz bestimmt. Man darf Kinder nicht von ihren Schätzen trennen. Und dann soll sie die Sachen auch noch selber verkaufen. Das ist grausam. Das ist gegen die Kinderrechte.

„Ich will den Teddy kaufen“, sagt ein kleiner Bub. Er wischt sich mit der Hand über die Rotzblase an seiner Nase und schaut gierig auf Rudi Nudelbaum, den klügsten Teddy der Welt. Jana dreht sich der Magen um. Der soll seine schmutzigen Finger gefälligst von ihrem Bären lassen!

„Für hundert Euro gehört er dir“, sagt Jana mit einem schiefen Lächeln.

„Ich frag meine Mama“, sagt der Bub, während er sich die Hand an der Hose abwischt. Gespannt schaut ihm Jana hinterher. Sie sieht nicht, wo genau die Mama des Buben steht. Aber ganz sicher gibt sie ihm keine hundert Euro für einen gelben Teddybären. Rudi Nudelbaum ist gerettet.

„Schönes Pferd“, sagt da eine piepsige Stimme neben Jana. Jana hat das Mädchen mit der orangen Strickweste gar nicht gesehen. Sie steht da, die Hände tief in den Taschen vergraben, und schaut sehnsüchtig das Steckenpferd an. Fallada, der wilde Hengst mit der wallenden Wollmähne ... Mit Fallada hat Jana so viele Ausritte gemacht, dass sie sie gar nicht zählen könnte. In letzter Zeit war sie zu beschäftigt zum Reiten. Aber es war ja auch Hochsommer, und Fallada hasst

Gelsen und von der Hitze wird ihm schwindlig. Jetzt werden sie wieder gemeinsam Abenteuer erleben. Jawohl!

Das Mädchen steht immer noch da.

„Verkaufst du mir das Pferd?“, fragt sie schüchtern.

„Aber sicher“, meint Jana gedehnt. In ihrem Kopf rattert es. „Wenn du dich traust ...“

„Was meinst du damit?“, fragt das Mädchen.

„Na ja – das ist kein gewöhnliches Steckenpferd“, sagt Jana. „Außer mir sind bis jetzt nur zwei andere Menschen darauf geritten. Mein Cousin ist damit in den Bach gestürzt, weil er es nicht zum Stehen gebracht hat. Und ein Freund von mir hat keine Vorderzähne mehr.“

„Warum denn das?“, ruft das Mädchen erschrocken.

„Gehsteigkante“, erzählt Jana so lässig wie möglich. „Direkt vor der großen Kreuzung. Glück im Unglück, dass er nicht auch noch unter ein Auto gekommen ist.“

Ungläubig starrt das Mädchen auf das Steckenpferd. Dann dreht sie sich schnell um und verschwindet in der Menschenmenge.

Jana seufzt erleichtert auf. Fallada ist gerettet.

Jana fühlt sich schlapp. Wie lange soll das noch so gehen heute? Sie kämpft wie eine Löwin für ihre Schätze, aber langsam gehen ihr die Ideen aus. Müde lässt sie den Blick über den Flohmarkt schweifen. Ein Tisch reiht sich neben den anderen. Manche Kinder haben ihren Stand direkt vor einem Baum aufgebaut und lehnen sich jetzt mit dem Rücken gegen den Stamm. Besonders glücklich schaut niemand drein. Außer der blonde Bub direkt neben ihr vielleicht. Der schaut die ganze Zeit herüber und lacht.

Jana mustert die Spielsachen, die der Bub zum Verkauf anbietet. Der hat gut lachen. Ein paar abgeschlagene Matchbox-Autos, total zerfledderte Comic-Hefte, unfassbar viele Sammelfiguren aus Überraschungseiern ... Anscheinend ist der Blondschoopf ein Sammler. Der hat sicher noch einmal doppelt so viele Figuren und Comics zu Hause. Dem tut das gar nicht weh, wenn er ein paar davon verkauft.

„Wie viel kostet denn die Lokomotive?“, fragt ein Herr mit Hut. Jana erschrickt. Der Herr sieht viel zu alt aus, um selbst mit der Lok zu spielen. Vielleicht braucht er ein Geschenk für sein Enkelkind. Was soll sie jetzt tun? Sicher hat er Geld. Mit Horror-Preisen kann sie den nicht schocken. Und Lügengeschichten traut sie sich nicht zu erzählen. Womöglich verpetzt er sie bei Mama und Papa. Alte Männer mit Hut machen die seltsamsten Sachen. Ratlos starrt Jana auf ihre Lok.

„Entschuldigung?“, sagt der Hut-Herr und räuspert sich. Janas Gedanken rasen so wild hin und her, dass ihr Kopf gleich platzt, das spürt sie.

„Ich ...“, stammelt sie.

„Du!“, ruft der Blondschoopf vom Stand nebenan. Er taucht unter seinem Tisch durch und neben Jana wieder auf. „Das hat leider ein wenig gedauert, aber jetzt hab ich das Geld. Wie ausgemacht.“

Verblüfft reißt Jana die Augen auf. Er hat das Geld? Welches Geld denn? Und was haben sie ausgemacht?

„Nimm schon“, drängt der Bub. „Ich hab nicht ewig Zeit, ich muss zurück zu meinem Stand.“ Er drückt Jana einen Geldschein in die Hand und greift schnell nach der Lokomotive.

„Ach so ist das“, brummelt der Herr. Er hebt seinen Hut zum Gruß und geht weiter.

„Aber so ist das doch gar nicht!“, murmelt Jana. Eine Mordswut steigt in ihr auf. Sie wollte die Lok doch gar nicht verkaufen. Der Blondschoopf hat sie übers Ohr gehauen! Jetzt steht er da und grinst blöd.

„Das sind zehn Euro“, sagt er und zwinkert. „Den Rest kannst du gerne behalten.“ Wütend schaut Jana auf den Geldschein in ihrer Hand. Aber ... das gibt es doch gar nicht! Da liegt nichts anderes als ein Stück Papier! Kariert, mit rotem Rand, sauber zusammengefaltet.

„Spinnst du?“, faucht Jana.

„Nein“, lacht der Bub, „eigentlich gar nicht.“ Er beugt sich zu Jana über den Tisch. „Willst du mir vielleicht eine Schlumpfine abkaufen? Ich habe zwei: eine im Brautkleid und eine mit Blumenkorb.“ Wieder zwinkert der Bub so komisch. Da kapiert Jana. Der will seine Spielsachen auch nicht verkaufen! Wenn sie zusammenhelfen, können sie die Erwachsenen überlisten!

So unauffällig wie möglich kriecht Jana unter ihrem Tisch durch. Sie schlendert zum Nachbarstand und begutachtet die Sammelfiguren.

„Die Schlumpfine im Brautkleid gefällt mir irgendwie“, sagt sie. „Wie viel kostet die denn?“

„Für zehn Euro gehört sie dir“, sagt der Bub.

„Die nehme ich“, sagt Jana. Sie drückt ihm den karierten Zettel in die Hand und greift nach der blauen Plastikfigur.

„Ich bin übrigens der Sebastian“, grinst der Blondschoopf.

„Ich heiße Jana“, lächelt Jana. „Und ich bin sicher, dir gefällt mein Riesen-Bilderbuch. Aus Pappe, unkaputtbar.“

„Zehn Euro?“, fragt Sebastian.

„Gebongt“, nickt Jana. „Freut mich, mit dir Geschäfte zu machen.“

Sarah M. Orlovský aus: Geschichten von Jana, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Ich bin nicht ich

Jana setzt ihre blau geringelte Haube auf, damit ihre langen Haare verschwinden. Dann ist ihr so heiß, dass sie den Pulli ausziehen muss.

„Essen ist fertig!“, ruft Mama aus der Küche.

Jana schnappt sich den grünen Spielzeugtraktor und saust los. Im Nullkommanichts sitzt sie am Esstisch. Papa teilt das Essen aus.

„Möchtest du Backerbsensuppe, Jana?“, fragt er. „Ich bin nicht Jana, ich bin Sebastian!“, sagt Sebastijana.

Ein verwundertes Mamagesicht schaut aus der Speisekammer heraus.

„Eh – möchtest du Backerbsensuppe?“, probiert Papa es noch einmal.

„Du musst sagen ‚Möchtest du Backerbsensuppe, Sebastian?‘“, erklärt Sebastijana.

Die Papaschultern zucken gleichzeitig mit den Mamaaugenbrauen. Einmal hinauf, einmal hinunter.

„Möchtest du Backerbsensuppe, Sebastian?“, fragt Papa.

„Nein danke, ich hasse Backerbsen“, sagt Sebastijana.

„Aber Backerbsensuppe ist doch deine Lieblingssuppe, Jana!“, meint Mama erstaunt.

„Ich bin nicht Jana, ich bin Sebastian“, erklärt Sebastijana noch einmal laut und deutlich. „Und Frittatensuppe ist meine Lieblingssuppe, ich hasse Backerbsen.“

„Na, dann eben nicht“, seufzt Papa und schöpft Suppe in den Mamateller und in den Papateller.

„Aber ich setze mich gerne zu euch, während ihr esst“, meint Sebastijana höflich.

Papa und Mama wünschen sich einen guten Appetit. Papa schlürft ein bisschen. Die Suppe duftet und Sebastijana knurrt der Magen. Aber sie isst auch keine Fleckerlspeise und keinen Salat, weil Sebastian weder Faschiertes noch Gurken mag.

Mama reibt sich den Bauch, weil das Essen so gut war, und Papa muss sich den obersten Hosenknopf aufmachen. Sebastijana fährt mit dem grünen Traktor noch einmal um ihr Orangensaftglas, über das Tischbein hinunter und durch die Schiebetür hinaus in ihr Zimmer. Spielen ist sowieso besser als essen.

Im Kinderzimmer darf die blaue Giraffe abwechselnd eine Runde mit dem Traktor fahren und auf dem Schaukelpferd reiten. Gerade während eines besonders wilden Ritts ruft Mama: „Sebastian!“ Gespannt läuft Sebastijana in die Küche. In der Tür macht sie eine Vollbremsung und starrt auf den Küchentisch. Das gibt es doch gar nicht! Da

steht ein Teller mit einer riesigen Eispalatschinke, umgeben von zwei Schlagobershügeln mit Schokoladensaucegipfelkreuz.

Jana liebt Eispalatschinken!

Schnell hüpfte sie auf die Eckbank und hat schon die Gabel in der Hand – da fällt ihr ein, dass Sebastian Vanilleeis nicht mag. Er isst nur Erdbeereis. Und Eispalatschinken mit Erdbeereis gibt's nicht. Traurig legt Jana die Gabel weg und lässt die Schultern hängen.

Mama setzt sich zu ihr an den Tisch. „Die hab ich für dich gemacht, Sebastian. Eispalatschinken sind nämlich die Lieblingsspeise von meiner kleinen Jana“, erklärt sie. Sebastijana läuft eine Träne über die Wange. Sie fühlt sich schrecklich. Schrecklich hungrig vor allem.

„Warum willst du denn nicht mehr Jana sein?“, fragt Mama und fängt die Träne mit dem Zeigefinger auf.

„Ich wäre lieber ein Bub. Für Jana gibt es gar keinen Spitznamen. Zu Sebastian kann man Sebi sagen, oder Basti, oder Wastl.“

„Und du möchtest auch einen Spitznamen?“

„Ja, aber einen schönen.“ Sebastijana schaut auf den Eispalatschinkenteller. „Nicht so einen blöden, wie ich in der Schule hab.“

„Wie nennen dich denn die anderen Kinder?“, fragt Mama.

„Die sagen Janatürlich zu mir. – Aber ich will nicht so heißen wie Joghurt aus dem Geschäft!“, schluchzt Sebastijana. Sie vergräbt das Gesicht in Mamas Armen und Mama streichelt ihr den Rücken.

„Weißt du, den Namen hab ich extra für dich ausgesucht, weil er mir so gut gefällt“, erzählt Mama. „Jana. Ich finde, das klingt so schön. – Weißt du, woher der Name kommt?“ Sebastijana schüttelt den Kopf.

„Aus Russland“, erklärt Mama. „Und dort hat er auch einen Spitznamen.“

„Wirklich?“ Sebastijana kann es gar nicht glauben. „Welchen denn?“

„Dort sagt man Janka“, sagt Mama.

Janka, das gefällt ihr. Und wer hat schon einen russischen Spitznamen? In ihrer Klasse niemand. „Kann ich ab jetzt Janka heißen?“, fragt Jana und zieht die Haube vom Kopf.

„Sicher“, meint Mama und gibt Janka ein Bussi.

„Und jetzt iss deine Palatschinke, bevor das ganze Eis weggeschmolzen ist.“

Die Gabel in der einen, den Löffel in der anderen Hand schnabuliert Janka alles ratzeputz weg. Und sie bekommt sogar noch eine Extrakugel Vanilleeis.

Sarah M. Orlovský aus: Geschichten von Jana, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Die Schildkröte

Jana sitzt im Wohnzimmer und arbeitet an ihrem Ferienbuch. Sie hat einen langen Papierstreifen zickzack zu einer Ziehharmonika gefaltet. In jeden Zick und in jeden Zack zeichnet Jana etwas Spannendes oder Lustiges, das sie in den Ferien erlebt hat. Jana zeichnet und zeichnet und zeichnet. Dann muss sie sich am ersten Schultag nicht den Mund fusselig reden. Sie zeigt der Lehrerin und den anderen Kindern einfach ihr Ferienbuch. Fertig.

Papa und sein bester Freund Hannes sitzen in der Küche und unterhalten sich. Manchmal weht ein Wortfetzen zu Jana herüber. Die meiste Zeit reden die beiden nur uninteressantes Zeug. Doch dann horcht Jana auf. WAS hat Hannes da gesagt? Er brütet Schildkröten aus?

„Was für welche sind es denn?“, fragt Papa gerade.

„Griechische Landschildkröten“, antwortet Hannes.

„Ich bin schon gespannt, wann sie schlüpfen.“

Jana kommt das komisch vor. Wie soll denn das funktionieren mit dem Brüten? Sie kann sich Hannes nicht vorstellen, wie er auf den Schildkröten-eiern sitzt. Und was tut er, wenn er in die Arbeit muss? Nimmt er die Eier mit ins Krankenhaus? Oder hat er extra Urlaub genommen?

Papa erklärt ihr, wie Hannes brütet: Er hat sich einen Brutbehälter in der Zoohandlung gekauft. Der macht das ganz von alleine. Niemand muss auf den Eiern sitzen. Sehr praktisch. Ende August oder Anfang September sollen die kleinen Schildkröten schlüpfen. Papa hat eine Überraschung für Jana: Sie darf eine Baby-Schildkröte haben!

„Darf ich mir selbst eine aussuchen?“, fragt Jana aufgeregt.

„Selbstverständlich“, nickt Papa. „Ihr müsst ja zusammenpassen.“

Den Rest der Ferien ist Jana ganz zappelig. Sie kann an nichts anderes mehr denken als an die Schildkröten. Zwei Mal darf sie Hannes zu Hause besuchen und den Brutkasten ansehen. Hoffentlich schlüpfen die Kleinen rechtzeitig vor Schulanfang! Dann kann Jana noch ein Porträt von ihrer Schildkröte ins Ferienbuch zeichnen. Und wer weiß, vielleicht darf die Schildkröte sogar mit in die Schule?

Am letzten Ferien-Freitag ruft Hannes schließlich an, so früh am Morgen, dass die ganze Welt noch schläft. Nur Mama ist schon munter, weil sie ins Büro muss. Sie steht in der Küche und trinkt ihren Augen-auf-Kaffee, als das Telefon klingelt.

Und plötzlich kriegen alle einen Mords-Schrecken.

Mama kriegt einen Mords-Schrecken, weil sie zusammensuckt und den Kaffee verschüttet und sich eine frische Hose anziehen muss und fast zu spät zum Bus kommt.

Jana kriegt einen Mords-Schrecken, weil Mama sie mitten im Traum aufweckt und ihr hastig den Telefonhörer in die Hand drückt.

Papa kriegt einen Mords-Schrecken, weil Jana plötzlich neben ihm im Bett auf und ab hüpfert und aus voller Kehle singt.

„HEUTE KANN ES REGENEN, STÜRMEN ODER SCHNEI'N“, singbrüllt Jana.

Papa reißt die Augen auf. Er sieht aus, als hätte er ein Gespenst gesehen. Mindestens eines.

„Bist du wahnsinnig?“, keucht er.

„DENN DU STRAHLST JA SELBER WIE DER SONNENSCHNEIN“, brüllsingt Jana weiter.

„Ich strahle nicht“, ruft Papa, „ich hätte nämlich gerade fast einen Herzinfarkt bekommen!“

„HEUT' IST IHR GEBURTSTAG, DARUM FEIERN WIR ...“

Papa nimmt seinen Polster und wirft ihn mit voller Wucht auf Jana. „Ruhe im Reich der Singgespenster!“, ruft er und kitzelt Jana, dass sie keinen Ton mehr rauskriegt.

„Jetzt einmal langsam für alte, verschlafene Männer“, lacht Papa schließlich. „Wer hat Geburtstag?“

„Meine Schildkröte!“, japst Jana.

Papa und Jana hüpfen so schnell in ihre Jeans wie noch nie. Ohne Frühstück und ohne Zähneputzen stehen sie wenig später vor Hannes' Haustür. Hannes macht ihnen auf und verschwindet sofort wieder. Neben dem Brutkasten im Wohnzimmer ist eine Kamera aufgebaut. Hannes hat alles gefilmt. Und er filmt noch immer, denn das Abenteuer ist noch nicht zu Ende. Jana hat Glück: Eine einzige letzte Schildkröte ist noch immer mitten beim Schlüpfen! Jana sieht schon ein kleines Loch in der Eierschale und dünne Risse rundherum.



Immer und immer wieder stößt ein kleiner Kopf von innen gegen das Loch. Jedes Mal platzt ein kleines Stück Schale weg.

Das ist so wunderschön und so spannend, dass sie ihre Augen nicht abwenden können, Hannes nicht, Papa nicht und Jana sowieso nicht. Schließlich ist die Schildkröte heraußen. Begeistert hüpfte Jana auf und ab, extra leise, auf den Sockenspitzen, damit die frisch geschlüpfte Schildkröte nicht auch noch einen Mords-Schrecken bekommt.

„Schau mal, wie kugelrund die am Anfang noch sind“, flüstert Hannes. „Später werden sie dann länglich. Wenn du regelmäßig Fotos machst, kannst du das richtig beobachten.“

Vorsichtig nimmt Hannes die frischgeschlüpfte Schildkröten-Babys aus dem Brutkasten und setzt sie in einen Behälter mit Wasser. Sofort beginnen alle zu trinken. Das sieht so unglaublich süß aus! Danach kommen die Kleinen in ihren Käfig. Jetzt können sie sich erst einmal ausruhen und sich an die Welt gewöhnen.

Jana hat sich genau gemerkt, wie die Schildkröte aussieht, die als letzte geschlüpft ist. Das Muster auf dem Panzer und das liebe Gesicht würde sie jederzeit wiedererkennen, sogar auf einer Insel, auf der nur Schildkröten leben und sonst niemand. Das ist ihr kleiner Liebling. Jana ist jetzt eine Tiermama! Für immer und ewig! Am nächsten Tag holen sie die kleine Schildkröte nach Hause. Hannes borgt ihnen ein kleines Terrarium, das er schon extra hergerichtet hat. Ein Futternapf ist drinnen, ein Wärmestein, auf dem sich die Schildkröte aufwärmen kann, ein Schwimmbecken und eine Höhle zum Verstecken und Schlafen.

„Oh, ist die winzig!“, ruft Mama entzückt.

„Wie heißt sie denn?“ Jana schaut verblüfft. Darüber hat sie sich noch gar keine Gedanken gemacht!

„Wir finden schon einen Namen“, sagt Mama.

„Ist das ein Männchen oder ein Weibchen?“

Jetzt macht Jana noch größere Augen. Ihr fällt wieder ein, was Hannes gestern gesagt hat: Am Anfang sieht man noch nicht, ob die Schildkröte ein Männchen oder ein Weibchen ist. Das dauert jahrelang! Aber man kann ja nicht einfach jahrelang gar nicht heißen! Jana muss sich dringend einen Namen überlegen, der für beides sein kann, für Schildkrötenmänner und Schildkrötenfrauen.

„Maxi!“, meint Mama. „Dann kann sie später Maximiliane heißen oder Maximilian!“

„Freddy!“, ruft Papa begeistert. „Für Frederik

oder Frederike.“

Jana zuckt nur mit den Schultern. Sie ist ratlos. Schnell ruft sie Sebastian an. Wozu hat man denn einen besten Freund? Aber Sebastian hat nur unsinnige Ideen: Urschl, Piepmatz, Schildi ... „Die Schildkröte heißt gar nicht“, verkündet Jana schließlich. „Seid einfach lieb zu ihr. Ich finde schon noch einen Namen. So etwas Wichtiges braucht Zeit.“

Im Moment gibt es wirklich Dringenderes zu tun: Die kleine Schildkröte kennt sich überhaupt nicht aus auf der Welt. Sie findet ihr Futter nicht. Sie hängt mit einem Bein im Schwimmbecken und kommt weder rein noch raus. Und als sie versucht, auf den Wärmestein zu klettern, fällt sie nach hinten um und landet auf dem Panzer. Gut, wenn man die fürsorglichste Tiermama der Welt hat! Jana muss ihrem Schützling alles beibringen. Sie füllt ihre Jausendose mit Wasser. Das ist das Übungsschwimmbecken. Mit ein bisschen Hilfe geht es gleich ganz gut mit dem Schwimmen. Mit saftigen Salatblättern bringt Jana der Schildkröte bei, ihren kleinen Zungenschnabel zu gebrauchen. Am Anfang muss sie die Blätter noch fuzzi klein herschneiden. Auf der Terrasse übt Jana mit ihrem Tierkind, über die Türschwelle zu klettern, ohne umzufallen. Das passiert der Kleinen nämlich ziemlich oft. Dann liegt sie auf dem Panzer und strampelt mit den Beinen. Ohne Hilfe kommt sie nicht mehr hoch. „Mach dir keinen Kopf deswegen“, wispert Jana und gibt der Kleinen ein Bussi auf den Panzer. „Das kriegen wir schon noch hin.“

Leider darf die Schildkröte nicht mit in die Schule. „Es heißt ja Schildkröte und nicht Schulkröte“, sagt Mama und damit ist die Diskussion beendet. Am Abend liegt Jana noch lange wach im Bett. Sie ist so glücklich, dass sie unmöglich einschlafen kann. Es ist unglaublich: Die Schildkröte wird sooooo alt, Janas KINDER werden sie noch kennen- lernen! Dann ist Jana schon Tieroma ... Gut, dass Jana sie so früh bekommen hat. So haben sie noch ein langes Leben miteinander.

Gerade als ihr dann doch die Augen zufallen, hat Jana plötzlich den perfekten Namen für die kleine Schildkröte. Sie springt aus dem Bett und kniet sich vor das Schildkröten-Zuhause.

„Du heißt Paulchen, mein Schatz“, flüstert sie.

„Wenn du ein Bub bist, nennen wir dich später Paul. Und wenn du ein Mädchen bist, wirst du meine kleine Pauline.“ Zufrieden schlüpft Jana wieder unter die Bettdecke.

„Schlaf gut, Paulchen“, gähnt sie. Und dann schnarchen sie alle beide: Jana und Paulchen.

Sarah M. Orlovský aus: Neue Geschichten von Jana, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Zu viele Wörter für eine Sprache

Die Schule macht großen Spaß, findet Jana. Jeden Tag lernen sie etwas Neues, und wenn sie nichts Neues lernen, haben sie Turnen oder Religion. Das sind die Entspannungsstunden, findet Jana, da kann man über alles nachdenken und Spaß haben.

Weil sie schon fast alle Buchstaben kann, hat Jana von Oma und Opa ein Wörterbuch geschenkt bekommen. Es hat einen knallbunten Einband, auf dem alle Buchstaben wie Tiere aussehen. Das P sieht fast so aus wie Janas blaue Giraffe.

Jana hat das Buch gleich zu Sebastian mitgenommen, so stolz ist sie auf ihr Geschenk. Jetzt sitzt sie in Sebastians Zimmer auf dem Teppichboden und blättert sich langsam vom A nach hinten zu X, Y und Z.

Es ist unglaublich, wie viele Wörter dastehen. Janas Augen springen von einem zum anderen. Affe, Angeber, ähnlich. Bad, Bett, bringen. Jana blättert weiter nach hinten. „Küche“ und „Kühe“ schauen sich zum Verwechseln ähnlich. Da muss man sehr genau lesen. Gut, dass Jana so gute Augen hat. Noch weiter hinten findet sie die Wörter mit „sch“: Schule, Schwimmbad, schwimmen, spielen, spülen ... Janas Mundwinkel wandern frustriert nach unten Richtung Socken. Wenn sie das ganze Wörterbuch durchlesen will, braucht sie ja Jahre dafür! Und dann soll sie auch noch lernen, wie man alle diese Wörter richtig schreibt?

Jana schlägt das Buch zu und schiebt es zu Sebastian hinüber.

„Hier“, sagt sie. „Das kannst du haben.“ Sebastian sieht von seinem Ritterschloss auf. „Dein neues Wörterbuch?“, fragt er erstaunt. „Ja“, nickt Jana. „Es drückt mich richtig nieder.“

„Wie kann dich denn ein Wörterbuch niederdrücken?“, lacht Sebastian. „Außer natürlich, wenn es auf dich drauffällt.“ Er glaubt, Jana macht Spaß.

Jana lässt die zweihundertvierzig Seiten über ihre Daumen tanzen. „Das alles müssen wir lernen!“, ruft sie. „Vorher können wir nicht schreiben!“

„Schreiben kannst du, wenn du schreiben kannst“, gibt Sebastian zurück. Er versteht überhaupt nicht, was Jana meint. „Wenn du deinen Namen schreiben kannst, kannst du schreiben. Das reicht schon.“

„Ich meine aber, wenn man allgemein schreiben kann“, erklärt Jana. „Alle Wörter. Und bei

Deutsch sind das einfach zu viele für nur eine Sprache.“

Sebastian denkt nach. Dann nickt er. „Es gibt total viele Wörter, die man eigentlich gar nicht mit dem Mund sagen muss“, meint er. „Italienisch hat sicher weniger Wörter. Die Italiener erzählen die Hälfte mit Händen und Füßen, sagt mein Papa.“

Gemeinsam blättern sie das Wörterbuch durch. Sie suchen nach Wörtern, die es auf Italienisch wahrscheinlich nicht gibt, weil man sie ausgezeichnet mit Händen und Füßen sagen kann.

„Po-li-zist“, sagt Sebastian und fuchtelte mit gestreckten Armen herum wie ein Verkehrspolizist auf der Kreuzung.

„Fie-ber-ther-mo-me-ter“, sagt Jana. Sie klemmt sich einen Finger unter die Achsel und hält die Luft an, bis ihr Gesicht rot leuchtet.

„Ma-ra-thon“, keucht Sebastian. Er läuft am Stand dahin, bis er ganz außer Atem ist.

„Liiiiiiebe!“, seufzt Jana und legt sich beide Hände aufs Herz.

„Tooooo“, ächzt Sebastian. In Zeitlupe lässt er sich von seinem Bett auf den Boden plumpsen, dass es poltert. Jana lacht. „Schade, dass Deutsch nicht wie Italienisch funktioniert“, sagt sie dann.

„Mach dir nichts draus“, meint Sebastian. „Bei den meisten Geschichten reicht in Wirklichkeit die Hälfte der Wörter.“ Jana versteht nicht, was er meint. Die Hälfte der Wörter?

„Bei Hänsel und Gretel zum Beispiel“, erklärt Sebastian. „Da sind unglaublich viele Wörter, die man nicht braucht. Das könnte man viel kürzer erzählen.“

Sebastian stellt sich auf seine Spielzeugkiste. Er schließt die Augen, macht ein sehr konzentriertes Gesicht und ruft mit würdevoller Stimme:

„Hänsel, Gretel,
Mutter, Vater,
arm.

Wald, verirrt, Angst.
Lebkuchenhaus, Hexe,
ACHTUNG!

Gefangen – gemästet – Gefahr!
Oh je.

Gretel, Idee, Rettung.
Hexe, Ofen, verbrannt.

Heim, glücklich,
Ende.“

Sebastian verbeugt sich und springt von der Spielzeugkiste. Jana klatscht begeistert. Sie strahlt. „Du hast ja recht!“, ruft sie. „Das ist die ganze Geschichte!“
 Sie überlegt. Dann springt sie auf und setzt sich auf Sebastians Drehstuhl.
 „Hans im Glück“, verkündet sie. Sie räuspert sich.

„Hans: sieben Jahre Arbeit.
 Lohn, Gold, reich.
 Heimweg.
 Tausch:
 Gold – Pferd – Kuh –
 Schwein – Gans – Stein.
 O-oh!
 Brunnen – Stein – plumps.
 Ha, ha, ha ... Hans: arm, glücklich.
 Ende.“

Jetzt ist es an Jana, sich zu verbeugen, und Sebastian klatscht, dass ihm die Hände brennen. Den ganzen Nachmittag machen sie weiter. Sie haben schon fast alle Märchen durch, da grum-

melt Janas Magen. Sebastians Magen antwortet, laut und deutlich. Sie laufen hinunter in die Küche.

„Mutter!“, ruft Sebastian theatralisch. „Grummel!“ Er legt eine Hand ans Ohr, mit der zweiten deutet er auf seinen Bauch.

„Magen“, nickt Jana. „Leer.“

Dann zeigen sie beide auf den Kühlschrank:
 „Jause?“

Sarah M. Orlovský aus: Geschichten von Jana, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien



Die Kuh ohne Muh

Die Kuh Amanda hatte es wirklich nicht leicht. Sie war so schrecklich schreckhaft! Der Traktor des Bauern, das Rauschen des Windes – alles erschreckte sie. Ja, sogar das Husten der Flöhe war für Amanda ein riesiger Schock! Die anderen Tiere hatten ihren Spaß damit.

„Muhu, Amanda!“, buhten sie die Schreckhafte hinterrücks an, und Amanda machte jedes Mal einen Satz. Wenn sie wieder landete, raste ihr Herz und ihre Knie fühlten sich wackeliger an als Original- Wackelpudding. Von so einem Schrecken erholte sich Amanda oft minutenlang nicht. Und eines Morgens fast überhaupt nicht mehr ...

Diesmal war der Spaßvogel der Hahn. In aller Griesgraufrühe, als Amanda noch schlief, schrie er genau neben ihrem Ohr: „Kikeriki!“
 Amanda fuhr auf.

„Hu-uh!“, japste sie – und das war ihr letztes Wort. Wirklich wahr: Amanda hatte vor Schreck die Sprache verloren! Mit gesenktem Kopf stand sie da und brachte weder Muh noch Mäh heraus. Das tat den anderen Tieren jetzt aber wirklich leid! Und sie hatten wohl auch ein schlechtes Gewissen.

„He, Amanda, sag doch was!“, baten die Kühe, die Schafe, die Gänse, das Pferd und der Hahn. Doch Amanda blieb stumm. Nur ihre großen Augen sprachen, und es stand Angst darin und Mutlosigkeit.

Da sagte der Hahn: „Sie hat ihr Muh genau in dem Moment verloren, als ich sie weckte. Äh – schreckte. Bestimmt liegt es hier noch irgendwo.“ Den Tieren erschien das vernünftig. Und alle, alle machten sich auf die Suche nach Amandas Muh. Die Kühe suchten auf der Wiese.

Die Schafe entlang dem Zaun.

Die Gänse wühlten die Maulwurfshügel durch.

Das Pferd untersuchte die Büsche. Und der Hahn stocherte die Stelle rund um Amanda ab.

Amanda war noch immer starr und stumm. Wie der Hahn aber so unter ihren Beinen herumsuchte, regte sich plötzlich etwas in ihr. Sozusagen ein dringendes Bedürfnis.

„Kikeriki, kikeriki!“, schrie der Hahn, als er Amandas Fladen gerade noch haarscharf ausweichen konnte. Er sah zum Brüllen komisch aus, in seinem flatternden Schreck!

In Amanda rührte sich wieder etwas. Von tief im Bauch kam es her. Es kitzelte ihren Wiederkäuermagen, dort wo die Angst saß. Es gluckste zur Brust hinauf, dort wo die Mutlosigkeit hockte.

Und es wallte den Hals hinauf – als muhendes Gelächter. Ja, Amanda lachte und lachte, wie sie noch nie zuvor gelacht hatte! Dazwischen japste sie in Richtung Hahn: „Tschuldigung. War keine Absicht. Aber jetzt sind wir wohl quitt!“

So hatte Amanda an einem Tag ihr Muh verloren und wieder gefunden. Durch Lachen. Und durch geteilten Schreck mit ihrem neuen Freund, dem Hahn.

von Susa Hämmerle aus: Trau dich, Ente!, Annette Betz Verlag

Wer ist König?

Vor dem Palast des Löwen erschien einmal ein Elefant. „Was willst du?“, fragte die Hyäne, die den Palast bewachte. „Ich will mit dem König kämpfen“, sagte der Elefant und schnaubte gewaltig. „Moment“, sagte die Hyäne, „ich will es dem König melden.“

Sie ging in den Palast und erzählte dem König, wer draußen stand. Der Löwe schaute durch das Guckloch hinaus. Der Elefant war groß und schwer und ging mit mächtigen Schritten auf und ab. Da rief der König das Nashorn.

„Ich fühle mich nicht gut“, sagte er zum Nashorn, „kannst du mich heute vertreten?“

„Aber gern“, sagte das Nashorn, und der Löwe verschwand schnell durch den Hinterausgang. Das Nashorn setzte sich die Königskrone auf sein Horn und hockte sich auf den Thron.

„Was gibt es denn heute zu essen?“, fragte es die Hyäne.

„Tja“, hüstelte die Hyäne, „zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen. Draußen ist jemand, der will mit dem König kämpfen.“ Das Nashorn schaute durch das Guckloch hinaus. Der Elefant war groß und schwer und ging mit mächtigen Schritten auf und ab.

Da erschrak das Nashorn und rief den Gorilla.

„Ich fühle mich nicht gut“, sagte es zum Gorilla, „kannst du mich heute vertreten?“

„Aber gern“, sagte der Gorilla und setzte sich sogleich die Königskrone auf, während das Nashorn schnell durch den Hinterausgang verschwand.

„Was gibt es denn heute zu essen?“, fragte der Gorilla und schleckte sich schon die Finger ab, „vielleicht Bananenjoghurt?“

„Nun“, näselte die Hyäne, „zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen. Draußen ist jemand, der will mit dem König kämpfen.“ Der Gorilla schaute durch das Guckloch hinaus. Der Elefant war groß und schwer und ging mit mächtigen Schritten auf und ab. Da erschrak der Gorilla und rief das Krokodil.

„Ich fühle mich nicht gut“, sagte er zum Krokodil, „kannst du mich heute vertreten?“

„Aber gern“, sagte das Krokodil, ließ sich vom Gorilla die Krone aufsetzen und legte sich vor dem Thron der Länge nach hin. „Wen kann ich denn heute essen?“, fragte es, während der Gorilla schnell durch den Hinterausgang verschwand. Die Hyäne sagte wieder ihr Sprüchlein von der Arbeit und dann dem Vergnügen und dass da draußen jemand warte. Das Krokodil schaute durch das Guckloch hinaus, und der Elefant war immer noch groß und schwer und ging mit mächtigen Schritten auf und ab.

Das Krokodil erschrak und rief das Dromedar,

aber auch das Dromedar erschrak, als es merkte, warum es den König vertreten sollte, und rief das Schwein. Inzwischen hatte es sich unter den Tieren herumgesprachen, dass, wer den Königsthron besteige, schon so gut wie tot sei, und das Schwein watschelte schon ganz verzweifelt am Hinterausgang hin und her, weil weit und breit kein Tier mehr zu sehen war, das es rufen konnte. Auf einmal kroch die Maus aus einem Loch und stand neben dem Schwein.

„Ach“, jammerte dieses, „ich fühle mich nicht gut.“

„Ich weiß, ich weiß“, sagte die Maus, „alle fühlen sich so schlecht heute, das muss am Wetter liegen.“

„Könntest du mich also heute vertreten?“, fragte das Schwein mit bebender Stimme.

„Aber gern“, sagte die Maus. Während das Schwein, so schnell es konnte, durch den Hinterausgang verschwand, bat die Maus die Hyäne, die Krone auf den Königsthron zu setzen, kletterte flink hinauf und setzte sich auf den Zacken mit dem großen Rubin.

„Also“, sagte sie zur Hyäne, „lass den Gast hereinkommen.“ Aber die Hyäne war nun auch geflüchtet, denn der Elefant ging mit immer mächtigeren Schritten draußen auf und ab und schnaubte, dass die Mauern zitterten.

„Herein!“, krächte die Maus.

Groß und schwer kam der Elefant herein, trompetete zornig im Königssaal herum und rief: „Ich will mit dem König kämpfen!“ „Nur zu!“, piepste die Maus vom rubinroten Zacken der Krone herunter, „ich bin der König!“

Da wurde der Elefant noch wütender und stampfte so fest auf den Boden, dass der ganze Palast zusammenkrachte und den Elefanten unter sich begrub. Die Maus aber war schnell unter den schweren Thron geschlüpft und war mit dem Leben davongekommen.

Sofort kamen alle Tiere wieder zurück, umringten die Maus und gratulierten ihr zum Sieg in diesem ungleichen Kampf. Der Löwe erhob salbungsvoll seine Pranke und sagte: „Ich als der König der Tiere möchte dir meinen besonderen Dank ...“

„Halt!“, rief da die Maus. „Ich bin der König der Tiere! Und wer das nicht glaubt, dem wird es genauso gehen, wie es dem Elefanten ergangen ist.“

Da schluckten alle Tiere einmal leer, aber als sie auf die staubenden Trümmer des Palastes blickten, getrauten sie sich nicht, zu widersprechen, und fortan blieb die Maus die Königin der Tiere und regierte geschickt und schlau und fröhlich bis an ihr Ende. Nach ihrem Tod allerdings übernahm der Löwe wieder die Regierung.

von N. Heidelbach aus: Das große Buch – Geschichten für Kinder, Hanser-Verlag

Das kleine Orchester

Es war einmal eine große Mäusefamilie, die wohnte im Keller eines Konzertsaals. Dort gab es zwar wenig zu fressen, aber wenn die großen Orchester im Saal oben ihre Konzerte gaben, saßen die Mäuse still auf ihren leeren Nusschalen und hörten andächtig zu.

„Wer das könnte“, sagte der Vater zur Mutter, „wer das könnte“, und beide seufzten. Eines Tages sagte das älteste der Mäusekinder zu seinen Geschwistern: „Wieso sollten wir das nicht können? Kommt, wir gründen ein Orchester!“

„Aber die Instrumente“, sagte die Mutter, „woher wollt ihr die Instrumente nehmen? All die herrlichen Geigen, Flöten und Trompeten?“

„Mach dir keine Sorgen!“, sagte die kleine Maus, „wir finden schon etwas.“ Und zusammen mit ihren sechs Brüdern und Schwestern ging sie auf die Suche nach Kartons, Büchsen, Schnüren, Schrauben, Hölzern und was man sonst noch so braucht, um schöne Musik zu machen.

Die sieben Mäusegeschwister leimten, hämmerten und sägten zwei Nächte lang, und dann war ihr Orchester fertig. Jedes Instrument konnte zwar nur einen Ton machen, aber was für einen! Stundenlang spielten die Mäuse nichts anderes als diesen Ton, der sich aus sieben einzelnen Tönen zusammensetzte.

Als die Mutter hörte, wie schön ihre Kinder musizierten, knabberte sie im Konzertsaal die schwarzen Vorhänge an und nähte allen ihren Kindern einen Frack, und auch dem Vater, denn er war der Dirigent des Orchesters.

Während die Mäuse im Keller übten, fragte der Hausmeister des Konzertsaals seine Frau: „Hörst du auch einen seltsamen Ton?“

„Ja“, sagte die Frau, „wo der nur herkommt?“ Sie fanden es nicht heraus, sie merkten nur, dass sie plötzlich ganz gut aufgelegt waren und dauernd kichern mussten.

Am nächsten Tag hörten sie den Ton wieder, da gingen sie in den Keller und sahen das Mäuseorchester bei der Arbeit.

Still und fröhlich stiegen sie wieder nach oben. Die Frau des Hausmeisters hatte die Fräcke der Mäuse gesehen. Der Stoff war ihr merkwürdig bekannt vorgekommen, und sie schaute sich die Säume der Vorhänge im Konzertsaal an. Aber statt zu schimpfen, musste sie einfach lachen.

Am nächsten Tag war große Aufregung in der Stadt, denn das Staatsoberhaupt des Nachbarlandes kam zu Besuch, Königin Ariola, und ihr zu Ehren gab es ein Konzert im Konzertsaal.

Das große Landessinfonieorchester sollte die „Sinfonia pomposa“ spielen, und die Mäusemutter freute sich schon auf die Pauken und Trompeten. Wie groß war der Schrecken, als kurz vor Beginn des Festkonzertes bekannt wurde, dass das ganze Orchester auf der Autobahn stecken geblieben war.

Niemand wusste, was tun.

Da ging der Hausmeister in den Keller und fragte die Mäuse, ob sie vielleicht beim Empfang der Königin Ariola spielen könnten.

„Wann soll denn das sein?“, fragte der Mäusevater, „wir müssen natürlich für einen solchen Anlass schon etwas üben.“

„In fünf Minuten“, sagte der Hausmeister, denn soeben betraten die hohen Gäste den Konzertsaal. „Was?“, rief der Vater, „da können wir ja gar nichts vorbereiten!“

„Spielt einfach das, was meine Frau und ich gestern gehört haben“, sagte der Hausmeister, „das ist gut genug.“

Da zogen alle Mäuse, so schnell sie konnten, ihre kleinen Fräcke an, packten ihre Instrumente und krabbelten durch einen Mäusegang hinter die Orchesterbühne. Der Hausmeister ging nach oben und schob dem Präsidenten des Landes einen Zettel zu, und der sagte am Schluss seiner Ansprache: „Leider steckt unser großes Orchester immer noch im Stau. Deshalb wird die >Sinfonia pomposa< von Mario Moreno Bombardieri heute von der kleinen Formation des Landessinfonieorchesters gespielt – ich bitte Sie um einen Applaus.“

Und zum Applaus des ganzen Saales trippelten die Mäuslein mit ihren selber gemachten Instrumenten auf die Bühne, der Vater klopfte mit einem Haselnusszweiglein um Ruhe, hob es dann in die Höhe und gab den Einsatz.

Und als nun das kleine Orchester den langen und immer gleichen Ton spielte, wurde es den Leuten ganz eigenartig im Trommelfell, im Zwerchfell und im Handtäschchen. Königin Ariola, die sonst immer streng und böse dreinschaute, brach auf einmal in ein Kichern aus. Auch der Bundespräsident konnte sich nicht mehr beherrschen, er stieß seinem Außenminister in die Rippen, dieser schlug dem Verteidigungsminister von Königin Ariola auf die Schenkel, und zuletzt kicherte der ganze Saal mit. Da fragte Königin Ariola ihren Prinzgemahl Sowieso von Kohlen Halbbatz, wieso sie kein solches Orchester hätten, und dieser versprach, sofort eins anzuschaffen, wenn sie wieder zu Hause wären. „Wieso nimmst du dieses Orchester nicht einfach mit?“, kicherte seine Frau.

Als Königin Ariola und Prinz Sowieso von ihrem Staatsbesuch wieder nach Hause fuhren, saß im Extrazug auf dem Tisch des Salonwagens gleich neben dem Käsebuffet unser ganzes Mäuseorchester samt der Mutter, die fast nicht glauben konnte, was für eine Ehre ihnen zuteil wurde. Aber ihre Kinder hatten es immer gewusst, und wann immer Königin Ariola sie von jetzt an darum bat, spielten sie ihren einen Ton, und wer immer ihn hörte, musste lächeln und war einen Moment lang zufrieden.

von N. Heidebach aus: *Das große Buch – Geschichten für Kinder*, Hanser-Verlag

Der Drache und der Ritter

Es gibt Menschen, die sind so außergewöhnlich, dass man kaum glauben kann, dass es sie wirklich gibt. Bis sie plötzlich da sind – als hätte ein Wind sie gebracht, so unerwartet und genau im richtigen Moment. Sie kommen, verändern das Leben der anderen und verschwinden wieder. Ihre Geschichte aber bleibt für immer. So war es auch mit dem heiligen Georg:

Nicht weit vor den Mauern einer Stadt lag ein See. Der hatte trübes Wasser, war finster und tief. Und er war auch gefährlich, denn in diesem See lebte ein gewaltiger Drache, schaurig und ungeheuerlich.

Tag für Tag stieg er hungrig aus dem Wasser, überwand die Mauern und kam in die Stadt. Mit seinem giftigen Atem verpestete er die Luft und brachte Tod und Tränen. Mehr als einmal waren die Soldaten des Königs schon ausgezogen, um den Drachen zu töten. Doch vergebens, denn ihre Furcht war stärker als ihr Mut.

In ihrer Angst und Not beschlossen die Bewohner der Stadt, dem Drachen Schafe zu opfern, um seine Wut zu besänftigen. Jeden Tag zwei. Die Zeit verging und irgendwann gab es keine Schafe mehr.

Die Bewohner waren verzweifelt. Wie sollten sie nun den Drachen beruhigen können? Schließlich blieb ihnen nichts anderes mehr übrig, als jeden Tag einen Menschen zu opfern. Wer das Opfer sein musste, sollte per Los bestimmt werden. Und so kam es, dass eines Tages auch der Name der Königstochter gezogen wurde. Als der König das hörte, schrie er auf vor Schmerz, raufte sich das Haar und weinte. War es doch seine einzige Tochter. Seine Verzweiflung war groß, aber die Angst vor dem Drachen war größer. So musste sich die Prinzessin ihrem Schicksal fügen.

Langsam, fast bedächtig schritt sie hinunter zum Ufer des Sees. Sie trug ein kostbares Kleid und war wunderschön. Tief ergriffen sah ihr das Volk von der Ferne aus nach.

Da bebte plötzlich die Luft. Ein Wind kam von den Bergen herab, rau und ungestüm, fuhr am Ufer entlang bis zum See. Es war ein Wind von der Art, der Nebel zerreißt und Sand vor sich her treibt. Und mit ihm kam Georg, ein Ritter mit Lanze und Schwert.

Als Georg die Prinzessin so traurig beim Ufer stehen sah, kam er zu ihr. Er lauschte aufmerksam ihrer Geschichte, tröstete und beruhigte sie.

Daraufhin ritt er entschlossen ans Ufer und wartete, den Blick fest auf den See gerichtet. Da geriet das Wasser plötzlich in Aufruhr, begann zu brodeln, wallte hoch und aus den Wellen erhob sich der Kopf des Drachen. Er brüllte schauerlich, spie Feuer und warf sich ans Ufer.

Doch dieses Mal verbreitete der Drache keine Furcht. Unerschrocken galoppierte Georg ihm entgegen. Er zielte mit seiner Lanze auf das Untier und stach zu. Der Drache spürte, wie die Waffe durch seine Schuppen drang. Er wand sich vor Schmerz und spie abermals Feuer. Aber selbst die Flammen konnten Georg nichts anhaben. Unbeirrt sprang der Ritter vom Pferd auf den Rücken des Drachen, zog sein Schwert, holte aus und ... der Drache stürzte tot zu Boden.

Atemlos hatte das Volk von der Ferne aus den wütenden Kampf verfolgt. Sobald der Drache leblos am Boden lag, stieg ein Schrei der Erlösung in den Himmel: „Der Ritter hat den Drachen getötet! Georg hat den Drachen getötet!“ Eine große Menschenmenge strömte von der Stadt zum See, um Georg zu feiern, für ihn zu singen und zu spielen. Allen voran der König, dem abermals die Tränen über das Gesicht rannen. Doch diesmal waren es Tränen des Glücks. Voller Freude drückte er seine einzige Tochter an sich.

„Bleib bei uns, Georg! Werde Gemahl der Prinzessin und Befehlshaber meines Heeres!“, wandte er sich an den Ritter.

„Dein Angebot ist sehr großzügig, doch ich kann es nicht annehmen“, antwortete Georg. „Ich diene bereits einem anderen König. Einem, der das Böse besiegt und die Finsternis aus den Herzen vertreibt. So, wie ich heute den Drachen getötet habe, so überwindet mein König alle Furcht. Wer ihm folgt, fürchtet sich nicht.“

Diese Worte des Ritters machten alle neugierig. Sie baten Georg, mehr zu erzählen. Was sie dabei hörten, war für sie ganz neu. Georg sprach von Gerechtigkeit und vom Frieden für alle Menschen. Alle hörten ihm zu und staunten sehr.

Eines Tages stieg Georg wieder auf sein Pferd und ritt fort.

Die Menschen standen vor den Mauern der Stadt und blickten ihm nach. Sie sahen ihn nie wieder, aber vergessen hatten sie ihn ebenso nie. So wenig wie die Worte seines Königs Jesus.

Alberto Benevelli aus: Heilige und Ritter, Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Für Detektive und Krimifreunde:

Auf dieser Website dreht sich alles um mysteriöse Vorfälle, ungeklärte Todesfälle, dreiste Diebe und Erpresser. Jede Story erfordert detektivisches Gespür. Klären Sie das Geheimnis um unglaubliche Entführungen, kaltblütige Morde und andere finstere Verbrechen selbst auf.

Hier geht es zu Rätsel- und Denksportaufgaben für Leute mit Köpfchen

Ausgangssituation ist jeweils eine kurze Situationsbeschreibung mit der Frage: „Was ist hier passiert?“. Ein „Spielleiter“/eine „Spielleiterin“ kennt die Lösung des Rätsels und darf Fragen der anderen mit Ja oder Nein beantworten. Knifflige Rätsel warten hier, um von zwei oder mehreren Personen gelöst zu werden.



Die vorliegende Geschichtensammlung ist im Rahmen unseres Projekts „Gutes Leben“ entstanden. Mit diesem Projekt möchte der Katholische Familienverband erreichen, dass Familien zu Hause über wichtige Themen ins Gespräch kommen und hin und wieder etwas Neues ausprobieren.

Damit das gelingt, liefern wir den teilnehmenden Familien jedes Jahr per App (Suchbegriff „Gutes Leben“) oder „Gutes-Leben-Mailversand“ 6 Themenschwerpunkte nach Hause. Kostenlos und werbefrei! Die erhaltenen Anregungen und Aktionsvorschläge dienen einzig und allein dazu, das Familienleben zu bereichern. Und da gehören gute Geschichten eindeutig dazu!

Quellennachweis:

Die ersten fünf Geschichten und die Zingerle-Märchen hat Frau Wolle nach Volksüberlieferungen frei erzählt, www.frauwolle.at – mit Illustrationen von Almuth Mota, www.byhand.at. Für die weiteren Geschichten möchten wir uns ganz herzlich für die gute Kooperation mit dem Tyrolia-Verlag bedanken. Eine Geschichte durften wir aus dem Buch „Trau dich, Ente“ des Annette-Betz-Verlags abdrucken, zwei stammen aus dem Buch „Das große Buch – Geschichten für Kinder“ des Hanser-Verlags. Die Seitenangaben unterhalb des jeweiligen Buchcovers beziehen sich auf die vorliegende Geschichtensammlung. Sie zeigen an, welche Geschichte aus welchem Buch entnommen wurde.



Projekt „Gutes Leben“ – Wir danken unseren Projektpartnern:

Projektpartner in **Tirol**: Tyrolia, Tiroler Versicherung, Swarovski, Tiroler Tageszeitung, Stadt Innsbruck, Land Tirol; Projektpartner im **Burgenland**: Diözese Eisenstadt, Katholische Frauenbewegung der Diözese Eisenstadt, Katholische Jugend und Jungschar Burgenland, Landeshauptstadt Eisenstadt; Projektpartner in **Wien**: Land Niederösterreich – Referat Generationen, Katholische Aktion Wien; Projektpartner in der **Steiermark**: Diözese Graz-Seckau: Familienreferat, Katholisches Bildungswerk, Welthaus, AK Nachhaltigkeit, Referat für Elementarpädagogik; Projektpartner in **Niederösterreich**: Land Niederösterreich – Referat Generationen

Impressum: Kath. Familienverband Tirol, Riedgasse 9, 6020 Innsbruck; Illustrationen: Seite 1: Roswitha Betz; S. 2-3, 4, 7: Almuth Mota; S. 9, 10, 12: Irmgard Jeserick; S. 13: Helmut Kasper; S. 15, 18, 21: Nadine Kappacher